

Jeno-Zeitung

Erscheint täglich. Bezugspreis monatlich durch Boten 2,10 M., durch die Post 2,20 M. (ohne Bestellgeld). Schriftleitung und Geschäftsstelle im Ahaus: van-Deuden-Strasse 8. Telegr.-Adresse: Kreiszeitung Ahaus i. M. Fernruf Nr. 450. Postfach 65. Postfach-Konto: Hannover 22 739.

Kreiszeitung

Bronauer Volkszeitung

für den Kreis Ahaus

Eper Volksblatt

Ämliches Organ für den Kreis Ahaus. 54. Jahrgang.

Geschäftsstelle in Gronau: Gebr. Lensing, Verlagsanstalt GmbH, Bahnhofstrasse 2, Fernsprecher Nr. 260. Bankkonten: Kreis- und Stadtparkasse Ahaus, Gemeindefonds Ahaus und Stadt. Sparkasse Gronau i. M. Anzeigenpreise: das 10paltige Millimeter für die Jenozeitung 10 Pfg., für die Kreiszeitung für den Kreis Ahaus 8 Pfennig. Rabatt nach Tarif.

Verlag: Gebr. Lensing, Verlagsanstalt G. m. b. H., Zweigniederlassung Ahaus.

Nummer 199

Sonntag, den 22. Juli 1934

Jahrgang 1934

Zerfall des Kabinetts Doumergue?

Die innerpolitische Spannung in Frankreich.

(1) Paris, 21. Juli.

Justizminister Chéron, der Freitag Paris im Auto verlassen hat, um sich nach dem Lande Doumergues zu begeben, ist nicht nur beauftragt worden, dem Ministerpräsidenten über den Zwischenfall Tardieu-Chautemps und die dadurch geschaffene Lage Bericht zu erstatten, sondern ihn auch, wenn möglich, nach Paris zurückzuholen, damit er in einem für Dienstag oder Mittwoch vorgesehenen neuen Kabinettsrat den Streit schlichtet. Die Regierungsmitglieder waren in der Tat von Anfang an der Ansicht, daß nur Doumergue eine Entscheidung jenseits der Vorstände der Radikalsocialistischen Partei war, wie man hört, dem Standpunkt Chautemps hegetreten, wonach Tardieu Vorstoß gegen die Radikalsocialistische Partei gerichtet gewesen sei und daß Tardieu damit den Bürgerfrieden gebrochen habe. Als Genugtuung müsse man den Rücktritt Tardieus fordern, andernfalls hätten sämtliche radikal-socialistischen Regierungsmitglieder die Konsequenzen zu ziehen.

Sozialisten von der Regierungsmehrheit ausgelegt werden könnte, selbst wenn die übrigen radikal-socialistischen Minister im Kabinettsrat verbleiben würden. Kurzum, eine Klärung ist nicht erfolgt. Die Entscheidung liegt bei Doumergue, von dessen Ansicht die politischen Kreise einen Schiedsspruch erwarten, der den Bürgerfrieden wenigstens bis zum Herbst erhalten könnte. Man verheißt sich allerdings nicht, daß sich Doumergue, falls die Gegner zu unbeduldsam bleiben, entschließen könnte, zurückzutreten. „Main“ erklärt indessen, daß die politische Befonnenheit noch nicht die Hoffnung auf eine Beruhigung der Gemüter ausgeben hätte. Die angeführte Lage bestehende Möglichkeiten umreißt „Journal“ wie folgt: Aufrechterhaltung des status quo bis zum Wiederzusammentritt des Parlaments, oder Rücktritt Tardieus, der den Jörn der Radikalsocialistischen Partei befähigen und ihr gestatten würde, im November dem Bürgerfriedensabstimmung ihre Stimme zu geben oder weitestgehende Umbildung des Kabinetts, oder endlich Rücktritt der jetzigen Regierung und Bildung eines neuen Ministeriums, entweder unter Doumergue oder einer anderen Persönlichkeit.

Daß Tardieu gerne ausscheiden wolle, um seine Handlungsfreiheit wiederzuerlangen, hält „Echo de Paris“ für durchaus möglich, bemerkt aber, daß sein Rücktritt unter den gegenwärtigen Umständen als ein Sieg Chautemps angesehen werden müßte.

Selbstverständlich schwirren allerhand Gerüchte, die hier und da ihren Niederschlag auch in der Presse finden. So weiß man in einem Blatt auf die Möglichkeit eines Kabinetts Barthou, und in einem anderen Blatt auf die Möglichkeit von Neuwahlen hin. Im allgemeinen vertritt aber die Presse die Auffassung, daß ein Bruch der Regierungsmehrheit um jeden Preis verhindert werden sollte. Es wird auch die Hoffnung ausgesprochen, daß es Doumergue gelingen werde, einen Ausgleich herbeizuführen.

Kriegsminister Piétri, der eine Befähigung durch die französischen Kriegshäfen unternommen hatte, hat diese Reise in Cherbourg abgebrochen und ist nach Paris zurückgekehrt. Er gibt zu, daß seine Rückkehr mit der innerpolitischen Lage zusammenhänge, glaubt aber versichern zu können, daß sich alles dieses wieder einrenken werde.

Der Kampf um die Saar.

Frankreich hat Jahrhunderte hindurch mit einer Konsequenz, die einer edleren Sache würdig gewesen wäre, seine aggressive Politik auf Kosten Deutschlands betrieben. Letztes Ziel blieb die Eroberung der Rheingrenze. Im elfsaß-lothringischen Raum hat Frankreich sie durch den Ausgang des Weltkrieges erreicht. Neben diesem Hauptziel hat es stets die kleinen Grenzverflechtungen im Auge gehabt, mit denen es ihm auf die Dauer gelingen könnte, sich in weiterem deutschen Land festzusetzen.

Im Februar 1917 schloß Frankreich mit Rußland ein Geheimabkommen, in dem es sich von Rußland freie Hand geben ließ, sich bei einem siegreichen Kriegsausgang neben Elsaß-Lothringen auch noch das wertvolle Kohlengebiet an der Saar einzuverleiben. Bei den Friedensverhandlungen hat Clemenceau mit dem Präsidenten Wilson einen heftigen Kampf um das Saarrevier ausgefochten. Zunächst setzte Wilson den französischen Annexionsgelüsten entschiedenen Widerstand entgegen. Anfanglich lehnte er auch den französischen Eventualvorschlag ab, das Saargebiet für 15 Jahre der Verwaltung des Völkerbundes zu unterstellen und dann eine Volksabstimmung vornehmen zu lassen. Da gelang es Clemenceau mit sehr gefühlbetonten, unwahren Argumentierungen, nämlich mit dem Märchen der sogenannten 150 000 Saarfranzosen den amerikanischen Präsidenten unsicher zu machen und umzustimmen. In Wirklichkeit gab es aber keine 150 000 Franzosen an der Saar. Vor dem Kriege mögen sich einige hundert französische Lothringer im Saargebiet aufgehalten haben, was sich leicht aus der früheren industriellen Verflechtung des Saarreviers mit dem ehemals deutschen Elsaß-Lothringen erklärt, das einen schmalen Grenzstreifen mit französisch sprechenden Bewohnern aufwies.

Im Saargebiet haben seit der germanischen Besiedlung stets deutschstämmige Bewohner gewohnt. Die verschiedenen germanischen Völkerstämme links des Rheines haben sich in den großen Stammesverbänden der Franken und Alemannen zusammengefaßt. Unter Karl dem Großen war der deutsche Charakter der linksrheinischen Gebiete durch den Gebrauch der deutschen Sprache als Verwaltungssprache gekennzeichnet. Durch die historisch folgenden Teilungsverträge von Verdun (843) und von Meersen (870) wurde das Reich Karls des Großen in eine ost- und eine westfränkische Hälfte geteilt, zwischen die sich das unglückliche, auf die Dauer nicht haltbare Gebilde des lothringischen Reiches schob, das Oberitalien und die langgestreckte Landzone zwischen Rhone, Maas und Rhein in sich einbezog. Nach dem Aussterben des Geschlechtes Kaiser Lothars wurde Lotharingen zwischen Westfranken und Ostfranken in der Weise aufgeteilt, daß die eigentlich deutschsprachigen Gebiete links des Rheines, also Lotharingen zwischen Rhein, Moselle und Maas, das Elsaß und ein Teil Hochburgunds an Ostfranken wieder zurückgegliedert wurden. In der Schlacht bei Andernach 876 wurde diese Regelung durch den Sieg des ostfränkischen Königs bekräftigt. Von 870 bis 1552 blieb die den völkischen und sprachlichen Voraussetzungen Rechnung tragende, natürliche Grenze zwischen Frankreich und Deutschland unverändert.

In der Mitte des 16. Jahrhunderts setzte die von Heinrich II. eingeleitete und von Richelieu grundgelegte französische Raubpolitik ein. Die deutschen Religionskriege und die Zwistigkeiten der Fürsten untereinander erleichterten das Vorhaben Frankreichs. Herzog Moritz von Sachsen, der sich für seine antikaiserliche Politik französische Hilfgelder zahlen ließ, spielte den Franzosen die deutschen Städte Metz, Toul und Verdun in die Hände, die früher den deutschen Namen Tull und Wirtten führten. Die Verträge Kaiser Karls V., diese Städte zurückzugewinnen, scheiterten an der Uneinigkeit und Zerissenheit des alten deutschen Reiches. Im westfälischen Frieden von 1648 mußte das Reich in die Abtretung der von Frankreich okkupierten Gebiete einwilligen.

Von diesem Augenblick an begann Frankreich seine „friedliche Durchdringung“ der von ihm begehrten rheinischen Länder. 1662 wurde der Graf von Saarbrücken, der ein kleines Unterlehen vom Bischof von Metz innehatte, aufgefordert, seinen Lehnseid zu leisten. Da Graf Gustav Adolf dieses Ansinnen ablehnte, rückten französische Truppen in Saarbrücken ein und setzten den deutschgebornen Grafen gefangen, der später im Kampf gegen Ludwig XIV. starb. Seit 1679 fingen die berüchtigten Reunionskammern an zu arbeiten, die auf rein formale, veraltete Lebensrechte des Metz-Bischofs fußten, durchaus deutsche Gebiete Frankreich zusprachen. Auf diese Weise gerieten mitten im Frieden die Grafschaften Saarbrücken, Ottweiler, Homburg, Saarlouis, die Kemter St. Wendel-Bleis-tastell, Merzig, das Naabachertal und der Saargau in französische Hand. Der Bevölkerung wurden schwere Kontributionen und Frondienste auferlegt, damit Frankreich seine neuen Festungen Saarlouis, Homburg, Montroyal und Landau mitten im deutschen Land bauen konnte. Die Nachbarbevölkerung wurde sogar gezwungen, ihre Heimatorte zu verlassen und sich in der neuen Festungsstadt Saarlouis niederzulassen. Im Frieden von Ryswilt (1697) mußte allerdings Frankreich die mit Hilfe der Reunionskammern geraubten, links-

Barthous Allianzen-Politik.

Der Frontkämpfer Pierre Cot nimmt das Wort.

DNB Paris, 21. Juli.

Der frühere Luftfahrtminister Pierre Cot von der Radikalsocialistischen Partei unterzieht im „Deuxième“ die Außenpolitik Barthous einer scharfen Kritik. Er widerlegt vor allem die selbstgefällige Behauptung des französischen Außenministers, daß er die Politik Briands fortsetze. Barthou bleibe vielmehr dem Geist seiner berüchtigten Note vom April treu.

Im einzelnen führt Pierre Cot im Anschluß an die Bayonner Rede Barthous über die Abrüstung als mögliche Folge, nicht aber als Bedingung der regionalen Pakte aus: Entweder hat Barthou nichts Bestimmtes sagen wollen oder er wollte die traditionelle Verbindung zwischen dem Sicherheitsfortschritt und der Abrüstung persichlagen. Man müsse zunächst über diese regionalen Pakte verhandeln, meint Barthou, und werde nach ihrer Verwirklichung Verhandlungen über die Abrüstung einleiten, vorausgesetzt natürlich, daß keine neuen Gründe zur Vertagung dieser Verhandlungen zwingen und auch unter der Bedingung, daß man sich über ein Abrüstungsprogramm einigt. Man kann also sicher sein, meint Cot, Verhandlungen über die Pakte zu haben, aber viel weniger sicher, solche über die Abrüstung zu erleben. Mitbin wissen wir, woran wir sind. Barthou bleibt dem Geist seiner Note vom April treu. Diese Politik

aber unterscheidet sich von derjenigen Briands, Pains-Bonours und Daladiers. Bisher hat Barthou mit Vorliebe betont, daß sich nichts an der französischen Außenpolitik geändert hat. Diese Formel stellt sich als falsch heraus. Barthou hat gewiß in anerkennenswerter Weise England und Italien für seine Absicht gewonnen. Aber beide Länder erklären Regionalpakte ohne Deutschland für undurchführbar, und London wünscht auch nicht, daß diese Pakte als gegen eine Macht oder gegen eine Mächtegruppe gerichtet ausgelegt werden können. Daher lautet die Frage, ob Deutschlands Zustimmung erlangt werden kann ohne gleichzeitige Verhandlungen über die Abrüstung und die Sicherheit. Herriot hat Deutschland die fortgeschrittene Durchführung der Gleichberechtigung im Rahmen einer besser organisierten internationalen Sicherheit versprochen. Jetzt, wo man zur Durchführung der Sicherheitsorganisation Deutschlands Zustimmung verlangt, kann man nicht ernstlich daran denken, daß Deutschland dieses Versprechen vergißt. Für so „verrückt“ darf man es nicht halten. Wenn andererseits die Paktspolitik mit keiner allgemein kontrollierten Rüstungsüberwachung Hand in Hand geht, d. h., ohne Deutschland verwickelt werden muß, dann muß man sie mit ihrem wahren Namen nennen: Allianzenpolitik. Diese Politik aber wollen wir, schließt Cot, um keinen Preis. Meine Generation war 1914 18 Jahre alt. Wir haben nicht, wie gewisse berühmte Persönlichkeiten, zwei Kriege erlebt, sondern nur einen. Wir haben ihn nicht geführt, um zur Politik der Allianzen und zum Rüstungswettlauf zurückzukehren. Ich sage das rund heraus an die Adresse derjenigen, die dem Schauspiel unserer hingemordeten Jugend bewohnten, und das auch für diejenigen, die nicht gewisse Jahre ihrer Jugend vergessen haben — der wichtigste Einwand gegen die Politik Barthous.

Nach einer Meldung aus Santiago de Cuba ist in der Stadt jeder Wagenverkehr nach 22 Uhr verboten worden, nachdem mehrere Bombenwürfe erfolgt sind. Gestern nacht sind zwei Bomben geworfen worden, eine davon am Geschäftshaus einer amerikanischen Nähmaschinenfabrik. Es wurde großer Schaden angerichtet. Bei einem weiteren Bombenwurf im Geschäftsviertel wurde ein in der Nähe stehender Mann schwer verletzt.

Die modernste Anatomie Europas in Königsberg.



Die größte und modernste Anatomie Europas wurde soeben mit einem Kostenaufwand von 1,7 Millionen Mark in Königsberg fertiggestellt. Der große Hörsaal, der einem Amphitheater gleicht, faßt 250 Hörer. Dieses Bild gewährt einen Überblick über die gesamte Anlage.

Unnachlässliche Ahndung jeden Rechtsbruches.

Erlaß des Reichsjustizministers.

DNB Berlin, 21. Juli.

Der Reichsminister der Justiz, Dr. Gürtner, hat am 20. Juli 1934 folgenden Erlaß an alle deutschen Justizbehörden gerichtet:

Durch die Niederschlagung der hoch- und landesverräterischen Angriffe auf die Volksgemeinschaft vom 30. Juni, 1. und 2. Juli 1934 ist die innere Kraft des Reiches gestärkt und gesichert worden. Mehr denn je ist Voraussetzung für die weitere Arbeit der Reichsregierung am Neuaufbau des Reiches, daß die Achtung vor dem Gesetz, die der Reichsführer als oberster Führer der SA in seinem Befehl an den Chef des Stabes der SA vom 30. Juni 1934 von den SA-Führern gefordert hat, auch für jeden Volksgenossen das oberste Gesetz seines Handelns bilde.

Der Rechtspflege erwächst die besondere Aufgabe, mit Nachdruck für die gewissenhafte Wahrung von Gesetz und Recht einzutreten und gegen jeden Rechtsbruch, insbesondere gegen jede strafbare Handlung, entschieden vorzugehen. Die Rechtspflege darf sich dabei von keinerlei Rücksichten auf die Person des Beschuldigten leiten lassen; sie dient allein dem Wohl des Volkes und der Gerechtigkeit. Versuche Unzufriedenheit, auf den Gang des Rechtsverfahrens Einfluß zu nehmen, sind nachdrücklich zurückzuweisen und alsbald den vorgesetzten Behörden zu melden. In keinem Falle dürfen sie den ordnungsmäßigen Fortgang des Verfahrens, insbesondere die sachgemäße Durchführung der Ermittlungen verzögern.

Bei allen Maßnahmen ist eines besonders zu beachten: der gehobenen Stellung des Trägers eines deutschen Amtes, eines Führers oder Unterführers entsprechen er-

rheinischen Gebiete wieder zurückgeben. Saarlouis verblieb dagegen mit einigen Dörfern als Exklave bis 1815 bei Frankreich.

Die französische Revolution griff die alten Rheinpläne wieder auf. Vorübergehend geriet das ganze linke Rheinufer wieder unter französische Einflüsse. Wenn auch diese Revolution als allgemein menschheitliche Freiheitsbewegung bei der rheinischen Bevölkerung ein starkes Echo weckte, so war es doch nur der Freiheitsbrief gegen eine verarmte, entartete, politische Verwaltung, der die Sympathien auslöste. Die Bewegung wandte sich gegen die veralteten Formen der Grundherrschaft und des Lehnswesens. Keineswegs sympathisierte die Bevölkerung mit dem französischen Nationalgedanken; sie hat sich mit aller Macht gegen die französischen Annexionspläne gestäubt und im Pariser Frieden (1815) die Rückgabe des Saargebietes mit Saarlouis an das deutsche Reich durchgesetzt. Während eines Jahrzehntes hat das Saarrevier zum deutschen Reich gehört. Nur dreimal ist es in dieser Zeit durch französische Gewaltpolitik vom Reich abgetrennt worden. Das dritte Mal im Friedensvertrag von Versailles 1919. Die Saar war immer deutsch, 150 000 ansässige Franzosen hat es in diesem Bezirk nie gegeben, selbst nicht in den Zeiten, da sich in Saarlouis unter französischer Verwaltung eine dünne französische Oberschicht bildete.

II.

Das Saargebiet ist in Wirklichkeit aus militärischen und wirtschaftspolitischen Gründen von Deutschland abgegliedert worden. Frankreich hoffte in den 15 Jahren der Besetzung bis zur Abstimmung die Situation so zu verbessern zu können, daß ihm das Gebiet mit seiner großen Industrie und seinen reichen Bodenschätzen als leichte Beute zufiel. Frankreich wünschte das Gebiet des Warnd wegen der ausgiebigen, in nicht allzu großer Tiefe lagernden Kohlenvorkommen und den gebirgigen Saargau, weil er die vorgelagerten Ebenen beherrschte und in französischem Besitz ein ausgezeichnetes Ausfallstor gegen die Pfalz darstellen würde.

Der Welt gegenüber wurde die Ausgliederung des Saargebietes von der Entente damit begründet, daß Frankreich in den Saargruben ein Pfand in die Hand bekommen sollte bis zum vollen Schadenersatz für die von Deutschland während des Krieges zerstörten französischen Kohlengruben. Frankreich sollte durch die Ueberweisung der Saargruben die Möglichkeit bekommen, sich durch deren Ausbeutung den entsprechenden Schadenersatz zu verschaffen. So ist auf ziemlich willkürliche Weise durch das Versailler Diktat ein Gebiet von 1912 qkm Größe mit rund 800 000 Einwohnern der deutschen Verwaltung entzogen worden. Im Süden und Südwesten folgt die Grenze des Saargebietes der alten deutsch-französischen Landesgrenze, im Norden und Nordwesten wird aber der Kreis Metz willkürlich durchschnitten, im Süden der Kreis St. Wendel. Das Saargebiet bildet keine ursprüngliche Verwaltungseinheit. Der Bezirk St. Ingbert, Teile des Amtes Homburg und des Bezirkes Zweibrücken sind von der bayerischen Pfalz zum Saargebiet geschlagen worden.

Das Gebiet wird seit Inkrafttreten des Versailler Diktates von einer Regierungskommission verwaltet, die der Völkerbund einsetzt und die aus fünf Ministern besteht. Vier Mitglieder der Kommission sind Angehörige fremder Staaten, unter denen in den vergangenen gut vierzehn Jahren Belgier, Tschechen und Jugoslawen neben den Franzosen dominierten. Es war daher Frankreich stets leicht möglich, mit Hilfe seiner Befallenen die Regierungskommission zu majorisieren. Das einzige saarländische Mitglied der Kommission, das zudem mehrere Jahre lang in einem zweifelhaften Ruf stehende, französisch eingestellte D. Hector war, konnte in jedem Fall überstimmt werden. Der dieser völlig einseitig zusammengesetzten Regierungskommission an die Seite gegebene Landesrat, der 30 vom Volk gewählte Abgeordnete umfaßt, hat nur beratende, keine gesetzgebende Befugnis. Die Saarregierung kann auch gegen das Veto des Landesrates Gesetze erlassen. Bis heute haben nur zwei Gesetze die Zustimmung des Landesrates gefunden, darunter kürzlich eine Amnestievorlage. Nach den letzten Wahlen gehören nur drei Abgeordnete der marxistischen Gruppe an, die übrigen 27 Abgeordneten haben sich bekanntlich nach dem großen Umschwung des vergangenen Jahres im deutschen Mutterlande zu einer einheitlichen, nationalen Gruppe zusammengeschlossen. Die saarländischen Parteien haben sich aufgelöst und bilden heute die Deutsche Front. Die übrige Verwaltung in den Landräten, Bezirksämtern und Kommunen ist zwar geblieben, aber das Selbstverwaltungsrecht, vor allem die finanzpolitische Befugnis durch Eingriffe der Regierungskommission stark eingeschränkt. Durch die wachsende Arbeitslosigkeit sind die Gemeinden hart betroffen. Hätte das Deutsche Reich nicht immer helfend eingegriffen, so wäre die Wirtschaft des Saargebietes längst zusammengebrochen.

Das Saargebiet ist an das französische Zollgebiet angeschlossen; es wäre so von seinen natürlichen Absatzmärkten durch eine hohe Zollmauer abgetrennt, wenn Deutschland nicht der saarländischen Wirtschaft weit entgegengekommen wäre und für saarländische Kohlen und Industrieerzeugnisse große Zollnachlässe bewilligt hätte. Bis 1923 blieb die deutsche Marktwährung in Kraft. Das Saargebiet mußte also erst die Marktinflation mitmachen. Dann wurde unter dem Vorwand der Marktinflation die französische Frankenwährung eingeführt. Aber gar bald geriet auch der Frankenturs ins Wanken und die Saarbevölkerung mußte nun noch eine zweite Inflation über sich ergehen lassen.

Der größte Reichtum des Saarreviers ist sein Kohlenreichtum. Über 70 000 Bergleute waren gegen 1920 in den Gruben beschäftigt. 1918 erreichte der Absatz von Saarkohlen eine Höhe von 12,7 Millionen Tonnen. Deutschland ohne das Saargebiet bezog davon allein 4,71 Millionen Tonnen. Die französische Bergwerksverwaltung hätte es in der Hand gehabt, eine regelmäßige, planvolle Kohlenförderung und einen guten Absatz sicher zu stellen. Denn innerhalb des gleichen Zollgebietes konnten sich Saarkohle und lothringisches Erz auf einander einstellen. Frankreich hätte durch neue technische Ausgestaltung der Gruben diese konkurrenzfähiger machen können. Statt der vielen Polen und Tschechen hätte Frankreich, wenn es wirklich eine dem Saargebiet dienliche Wirtschaftspolitik hätte betreiben wollen, die arbeitslosen Saararbeiter einstellen können. Nichts von alledem! Die Modernisierung der Gruben ist unterlassen worden. Die Förderleistung des Bergbaus im Rückgang. Durch die Behinderung des

Der Aufstieg der deutschen Flotte seit 1920.

Wieviel Handelsschiffe führen unsere Flagge?

Hamburg, 21. Juli.

Der Artikel 234 des Versailler Diktats verlangte, daß Deutschland den alliierten Regierungen das Eigentum an allen deutschen Handelsschiffen von 1600 Brutto-Tonnen und darüber übertrug, ferner die Hälfte der Schiffe zwischen 1000 und 1600 T. Außerdem sollte es verpflichtet sein, 5 Jahre hindurch jährlich bis zu 200 000 T. Schiffsneubauten für die Alliierten auf Stapel zu legen. Wenn es auch im Zuge der Verhandlungen gelang, diese wahnwitzigen Forderungen um geringe Beträge herabzudrücken, so mußte doch schließlich auf Grund des endgültigen Brüsseler Abkommens fast die gesamte deutsche Handelsflotte an die ehemaligen Feinde ausgeliefert werden.

Um so erfreulicher ist angesichts dieses Vernichtungswortes das Bild, das die Entwicklung der deutschen Flotte in den letzten zehn Jahren bietet. Wir besitzen heute, nach dem Stande vom 1. Januar 1934 3514 Seeschiffe mit einem Rauminhalt von insgesamt 3 808 000 Br.-R.-T. Davon nehmen die Dampfschiffe und Motorschiffe natürlich den weitaus größten Teil ein: 1825 Fahrzeuge mit insgesamt 3 600 000 Tonnen.

Die Ablieferungsbestimmungen haben sich heute we-

nigstens in einem einzigen Punkt als ein Vorzug erwiesen, den die Väter des Planes damals sicher nicht im Auge hatten. Deutschland besitzt eine sehr junge Flotte, denn die Hälfte aller Schiffe ist in der Nachkriegszeit erbaut worden. Das bedeutet, daß ihr Sicherheitsgrad ein sehr hoher ist, daß sie relativ wenig Reparaturen erfordert, und daß die Schiffe in einem viel langsameren Tempo zum Abwraten kommen müssen, als das bei den Handelsflotten anderer Länder der Fall ist.

Eine sehr auffällige Erscheinung in der Entwicklung unseres Schiffsparcs ist das Vordringen der Motorschiffe, also der Fahrzeuge, die durch einen Dieselmotor und nicht durch die altüberlebende Dampfmaschine in Bewegung gesetzt werden. Ihre Tonnage ist von 1925 bis 1934 von 4,2 Proz. auf 15,7 Proz. des Gesamttonnageanteils aller deutschen Seeschiffe gestiegen. Das Holz ist aus dem Schiffsbau fast völlig verschwunden, Stahl und Eisen beherrschen die Lage. Das hängt natürlich mit dem künftigen Niedergang der Zahl der Segelschiffe zusammen, die im großen und ganzen nur noch zur Küstenfahrt verwendet werden.

Das Bild einer künftigen Aufwärtsentwicklung, die allerdings nun zum Abschluß gekommen ist, muß jeden mit Stolz erfüllen. Ist es doch möglich gewesen, aus dem Nichts — denn 1920 besaß Deutschland keine Handelsflotte mehr — wieder zu einer angesehenen Stellung im Range der handelsbetreibenden Nationen aufzusteigen.

Deutschlands jüngster Soldat starb mit 15 Jahren.

111 Jahre zählt Englands ältester Krieger!

Berlin, 21. Juli.

In wenigen Tagen wird Deutschland des Tages gedenken, an dem vor 20 Jahren die Hunderttausende zur Verteidigung der Grenzen hinausjagten. In tiefer Trauer, zugleich aber voll Stolz, wird es sich der 2 Millionen erinnern, die in den vier Jahren des großen Krieges ihr Leben lassen mußten. Gerade unter den Jüngsten hat der Tod reiche Ernte gehalten, und so liegt es denn nahe, sich des überhaupt jüngsten deutschen Soldaten zu erinnern, der in diesem gewaltigen Ringen gefallen ist.

Es ist dies der Kriegsfreiwillige Josef Kirchner, der am 24. Januar 1915 an der Ostfront den Heldentod fand. Mit 14 Jahren hatte er sich schon in den ersten Tagen der Mobilisierung bei einem württembergischen Infanterieregiment freiwillig gemeldet, und trotz aller Ablehnungen, die er dabei wegen seiner Jugend erfuhr, setzte er schließlich doch seinen Willen durch. Er war über seine Jahre groß und kräftig, jedoch er schon nach wenigen Monaten mit seinen Kameraden ins Feld rücken konnte. Sein Leben dauerte nicht mehr lange. Vierzehn Jahre und elf Monate war dieser jüngste deutsche Soldat, als er unter tie-

fer Trauer des ganzen Regiments in die russische Erde gebettet werden mußte.

Das Gegenstück stellt eine Liste dar, die alle noch lebenden ältesten Soldaten der englischen Wehrmacht umfaßt. Man sollte es nicht für möglich halten, aber es ist tatsächlich so. Es gibt in England eine ganze Reihe uralter Soldaten, die zum Teil hundert und mehr Jahre alt sind! Einzelne von ihnen haben ihre letzten Waffentaten im Krimkrieg verrichtet, und der jenseitige Soldat John Birch, der heute schon hundert-einfache Jahre alt ist. Auch der Colonel Maclean hat schon das Jahrhundert überschritten, auch er empfing seine Wunden in jenem heute schon fast sagenhaften Krieg. Ein anderer, 96 Jahre alt, verlor beide Arme in der Südpazifik-Expedition in Indien, die im Jahre 1888 stattfand. Sogar einen 104-jährigen Seesoldaten führt die Liste auf, der heute in Südastralien wohnt. Von ihm wird berichtet, daß er trotz seines hohen Alters ein leidenschaftlicher Raucher sei, der in seiner Tabakpfeife seinen besten Freund erblicke.

Wie muß diesen alten Soldaten manchmal zu Mute sein, wenn sie in historischen Berken von den kriegerischen Ereignissen lesen, deren Augenzeugen sie selbst gewesen sind! Und was können sie ihren Urkeltern aus der Geschichte ihres Vaterlandes erzählen, sind sie doch selbst schon ein Stück dieser Geschichte geworden.

freien Verkehrs über den Rhein sind wichtige Kunden und Absatzgebiete, vor allem in Süddeutschland, das sich nun auf den Kohlenbezug von der Ruhr umstellt, verloren gegangen. Die auf Deutschland entfallende Absatzquote sank von 4,7 auf 0,88 Millionen Tonnen. Die Kohlenförderung ging unter der französischen Bergwerksverwaltung auf 10,2 Millionen Tonnen zurück. Die Folge davon mußte sein: Einlegung von Festschickungen; Herabsetzung der Gesamtbelegschaft auf 46 000 Mann, Ausfall an Einnahmen von 44 Millionen Goldmark.

Entgegen ihrer treuhänderischen Verpflichtung, für das Gesamtwohl des ihr anvertrauten Saargebietes zu sorgen, hat die Regierungskommission mit der französischen Bergwerksverwaltung einen Pachtvertrag abgeschlossen, wonach diese sich berechtigt fühlt, dicht an der Grenze auf französischem, lothringischem Gebiet einen neuen Schacht niederzufahren, von dem aus unterirdisch Saarkohlen im Raubbau gefördert werden können. Das bedeutet eine schwere Schädigung der saarländischen Wirtschaftsinteressen. Das Saarvolk nennt denn auch jenen Schacht mit Recht Diebstahlschacht.

Die Saareisenindustrie ist schon frühzeitig (seit Mitte des 15. Jahrhunderts) in Geislautern, Neunkirchen, Dillingen, St. Ingbert, Burbach und Wöhringen aufgebaut worden. Durch Verhüttung der phosphorhaltigen Minette, die in Luxemburg und Lothringen gefunden wird, und durch frühzeitige Anwendung des Thomasverfahrens (1881) erreichte die Saareisenindustrie einen hohen Stand. Sie konnte aus ihren Ersparnissen Tochtergesellschaften für Lieferung von halbfertigem Eisen in Luxemburg und Lothringen gründen. Die lothringischen Werke in Rombach, Neunkirchen und Hagendingen, die auf einen Friedenspreis von 8 Milliarden Franken geschätzt wurden, mußten jedoch laut Diktat für 480 Millionen Franken an französische Interessenten verschleudert werden. Die Saareisenindustrie hat dadurch einen riesigen Schaden erlitten, den die Arbeiterchaft ausfüllen muß. Die Zahl der Beschäftigten in der Saareisenindustrie ist 1932 um 15 000 Mann zurückgegangen. Da das Schicksal der Saareisenindustrie in der Hand der deutschen Abnehmer liegt, hat sich inzwischen das französische Kapital wieder aus der Eisenindustrie zurückgezogen.

Auch die saarländische Landwirtschaft hat durch die Einbeziehung in das französische Zollsystem große Einbußen erlitten, weil sie der vollen Konkurrenz der französischen Landwirtschaft ausgeliefert ist, die infolge des günstigeren Landesclimats ihre Ernten mehrere Wochen früher einbringen kann.

Im Ganzen ist es dem Saargebiet unter dem Völkerbundsregime wirtschaftlich nicht so glänzend gegangen, wie es die Franzosen in Aussicht stellten. Kulturell ist das deutsche Saarvolk vor allem durch den unter wirtschaftlichem Druck der französischen Grubenverwaltung erfolgten Schulzwang für die Bergarbeiterkinder,

wie auch durch Bedrückung des freien nationalen Lebens sehr bedrängt worden.

Die im Januar 1935 vor sich gehende Volksabstimmung wird selbst nach dem Urteil der Auslandspresse einen überwältigenden deutschen Sieg bringen. Sie stellt Deutschland aber auch vor die schwierige und opferreiche Aufgabe, die Saargruben in Goldmark von Frankreich zurück zu kaufen, die gesamte saarländische Wirtschaft zu reorganisieren und der nationalen Volkswirtschaft wieder einzugliedern.

Nur durch große Opfer kann die Freiheit erkaufte werden! Das deutsche Volk ist dazu bereit, und die Abstimmungsberechtigten an der Saar wissen, was sie zu tun haben. Für ihr deutsches Nationalgefühl und nationales Wollen gibt es nur eins: Zurück zum deutschen Mutterlande!

Die Verleihung des Ehrenkreuzes.

Berlin, 21. Juli.

Trotz der öffentlichen Bekanntmachung, daß zur Entgegennahme der Urträge auf Verleihung des Ehrenkreuzes für die Teilnehmer am Weltkrieg ausschließlich die Ortspolizeibehörden zuständig sind und der Tag, von dem ab die vorgefertigten Bordrücke zur Stellung des Urtrages bereitgehalten werden, in den einzelnen Gemeinden zur Kenntnis gebracht werden wird, gehen dem Reichsministerium des Innern täglich ungezählte Verleihungsanträge zu. Es wird daher nochmals amtlich darauf hingewiesen, daß diese Urträge völlig zwecklos sind und unerledigt bleiben müssen. Jeder spare sich also diese Urträge und Portoaussgabe und warte in Geduld die weiteren öffentlichen Mitteilungen ab. Es ist dafür geboten, daß sich das Verleihungsverfahren so rasch wie möglich abwickeln wird.

Ein Habsburger klagt gegen die rumänische Regierung.

(1) Paris, 20. Juli.

Vor dem gemischten österreicher-rumänischen Schiedsgericht in Paris steht gegenwärtig ein Prozeß zur Verhandlung, den Erzherzog Josef von Habsburg-Lothringen auf Herausgabe seiner ehemaligen Besitzungen in Siebenbürgen bezog. Entschädigung in Höhe von 60 Millionen Schweizer Franken gegen die rumänische Regierung angefordert hat. Erzherzog Josef wird vom Rechtsberater der ungarischen Regierung vertreten, für die Gegenpartei plädiert Paul-Boncour. Durch den Vertrag von Trianon waren sämtliche der österreichisch-ungarischen Krone und dem ehemaligen Herrscherhaus gehörende in Siebenbürgen liegende Besitzungen an die rumänische Regierung gefallen. Erzherzog Josef steht auf dem Standpunkt, daß unter dem Vertrag von Trianon aber nicht der rein private Besitz falle, den sein Vater aus eigenen Ersparnissen wie irgendein anderer Sterblicher käuflich erworben habe. Paul-Boncour gibt zu, daß der französische Text des Vertrages von Trianon zu Zweideutigkeiten Anlaß geben könne, daß aber der englische Wortlaut ausdrücklich von „sämtlichen den Mitgliedern des ehemali-

gen Herrscherhauses gehörenden Besitzungen" spreche. Erzherzog Josef will jedoch nur den in Streitfällen allein gültigen französischen Wortlaut gelten lassen, so daß Paul-Boncour zu dem politischen Beweismittel greift, daß die Entzweiung der österreichischen Erzherzöge eine „Sanktion“ für die persönliche Verantwortung der Habsburger Dynastie am Weltkrieg darstelle. Außerdem befreit er die Zuständigkeit des Schiedsgerichts für die Klage des Erzherzogs. Das Schiedsgericht wird in seiner nächsten Sitzung die Zuständigkeitsfrage prüfen.

Die tägliche Liste der Sprengstoffanschläge in Oesterreich.

DNB Wien, 20. Juli.

Die amtliche Liste der Sprengstoffanschläge ist am Freitag wieder außerordentlich umfangreich. In Leutasch (Tirol) wurde bei einer Hausdurchsuchung in einer Heuhütte eine große Menge von Schrot und Munition gefunden. Ein Gastwirt, dessen Betrieb bereits wegen nationalsozialistischer Versammlungen gesperrt wurde, wurde verhaftet.

Auf das Pfarrhaus in Fohnsdorf (Steiermark) wurde in der Nacht ein schwerer Sprengstoffanschlag verübt, der großen Sachschaden verursachte.

In St. Peter (Steiermark) wurde der Betonbogen einer Brücke durch eine Sprengung schwer beschädigt. — In Süßenbrunn (Niederösterreich) wurden bei einer Hausdurchsuchung zahlreiche Sprengkörper gefunden. Gegen den Besitzer des Hauses ist die Standgerichts-anzeige erstattet worden. — In der Nacht zum Freitag wurde im Hof der Salvatorkirche in Hall (Tirol) ein Böller zur Explosion gebracht, wodurch die Fenster der Kirche zertrümmert wurden.

In der vergangenen Nacht wurde ein Anschlag auf das Elektrizitätswerk in Neutal (Tirol) verübt. Die Täter sprengten ein Wasserrohr von 90 cm Stärke, das das Wasser vom Wasserwerk zum Dorf führt, in einer Länge von etwa 45 cm. Ein zweites Rohr im Durchmesser von 110 cm wurde auf eine Länge von drei Metern aufgespalten. Durch den plötzlichen starken Wasserdruck wurden die Betonröhren, die von der Straße zu den Röhren hielten, hochgehoben, so daß sie förmlich in der Luft hingen. Infolge des Anschlages steht das ganze Dorf still und ist auf Fremdlieferung angewiesen.

Blutige Streikunruhen in Minneapolis.

Minneapolis, 21. Juli.

Zwischen streikenden Lastkraftwagenchauffeuren und Arbeitswilligen kam es am Freitag zu schweren Zusammenstößen. Polizei mußte eingreifen. Da sie von Streikenden bedroht wurde, machte sie von der Schußwaffe Gebrauch. Sieben Streikende und zwei Polizeibeamte erlitten zum Teil schwere Verletzungen. Da die Spannung in Minneapolis immer größer wurde, sah sich der Gouverneur genötigt, 2500 Mann Nationalgarde zu entsenden.

Eine weitere Meldung besagt: Angriffe der Streikenden auf Lebensmittelfahrzeuge führten zu blutigen Kämpfen der Polizei und Nationalgarde, wobei eine Person erschossen, gegen 70 Personen schwer und 40 leichter verletzt wurden. Der Gouverneur entsandte weitere 3400 Mann Nationalgarde. Die Verlängerung des Beschlagnahmestandes wird erwogen.

Der Hafenarbeiterstreik in San Francisco dauert an.

San Francisco, 21. Juli.

Entgegen der optimistischen Annahme in Regierungskreisen, daß die Beendigung des Hafenarbeiterstreiks nur noch eine Frage von Stunden sei, hat die Hafenarbeitergewerkschaft eine Erklärung abgegeben, daß der Streik jedenfalls fortgesetzt werde und daß die Gewerkschaft sich härter fühle denn je. Die Forderungen klingen mit großer Mehrheit für die Wiederaufnahme der Arbeit, so daß der Streik jetzt nur noch von den Hafenarbeitern fortgesetzt wird.

Aussichtstriebwagen bei der Deutschen Reichsbahn.

DNB München, 21. Juli.

Um den Wünschen des durch landwirtschaftlich besonders reizvolle Gegenden reichenden Publikums entgegenzukommen, wird bei der Deutschen Reichsbahn der Versuch vorbereitet, dem Mangel an guter Aussicht durch besonders eingerichtete Wagen zu begegnen. Beschäftigt ist der Bau von Aussichtstriebwagen mit 1,40 m breiten Fenstern. Auch die Sitzreihen der Wagen soll große Glasfenster erhalten. Ferner sollen die Wagenbächer splitterfreies Glasfenster erhalten. Diese Triebwagen, die eine große Geschwindigkeit entwickeln sollen, dürften bis zum Sommer nächsten Jahres in Betrieb genommen werden.

Zugentgleisung auf der Strecke Bozen-Trient.

DNB Mailand, 21. Juli.

Am Freitag entgleiste der vom Brenner kommende fahplanmäßige Nachtzug auf der Strecke Bozen-Trient in der Nähe von Nave San Felice. Die Lokomotive, der Gepäck- und Postwagen, ein Wagen dritter Klasse und ein durchgehender Wagen München-Bentimigia wurden aus den Gleisen gehoben. Der Unfall ist darauf zurückzuführen, daß ein unmittelbar vor der Durchfahrt des Zuges niedergehender Wollensbruch große Steine und Erdmassen in rund einem Meter Höhe auf den Bahnhauptkörper gestülpt hatte. Der Fahrer, der Zugführer und ein Fahrgast erlitten leichte Verletzungen. Die Aufräumarbeiten werden in zwei Tagen beendet sein. Der Verkehr wird inzwischen über ein zweites Nebengleis weitergeführt.

Millionenschaden bei einem Brand in Bergerac.

DNB Paris, 21. Juli.

Am Sonnabend früh wütete in der Stadt Bergerac ein Brand, der das ganze Stadtviertel am Hauptmarkt in Mitleidenchaft zog. Der Einsatz einer großen Löschpumpe der Pulverfabrik neben der Ortsfeuerwehr reichte nicht aus. Deshalb wurde die Feuerwehr von Bordeaux alarmiert, die zwei Stunden nach Ausbruch des Feuers an der Brandstätte eintraf. Der Schaden wird auf mehrere Millionen geschätzt. Die Explosion eines Gasbehälters während des Brandes rief eine Panik hervor, wobei einige Personen niedergebreteten und verletzt wurden.

Aus Westdeutschland.

Staatsanwalt beantragt Freispruch im Mordprozeß Bladderich.

X Hagen, 21. Juli.

Am heutigen sechsten Verhandlungstag im Mordprozeß Bladderich wurde die Beweisaufnahme endgültig geschlossen. Nach einstündiger Anklage des Staatsanwalts, in der dieser in ganz objektiver Weise alle Gründe und Möglichkeiten des Falles, die für oder gegen Mord oder Selbstmord sprechen, gegeneinander abwog, führte er zum Schluß aus, daß der Angeklagte zwar von der Schuld nicht ganz freizusprechen sei, daß jedoch die Indizien nicht ausreichen, die Schuld des Angeklagten zu beweisen. Er mußte deshalb den Antrag stellen, den Angeklagten auf Kosten der Staatskasse freizusprechen.

Eigenartige Selbstbeziehung.

Duisburg, 21. Juli.

Mit einem eigenartigen Fall von Selbstbeziehung befaßte sich die Duisburger Strafkammer in einer Verhandlung gegen den Angeklagten Dreß aus Duisburg. Es handelte sich um ein Sittlichkeitsverbrechen. Der Angeklagte behauptete, in einem Raub gehandelt, die Schwere seiner Tat aber sofort erkannt und sich verpflichtet gefühlt zu haben, Anzeige gegen sich selbst zu erstatten. Wenigstens sein Geständnis strafmildernd wirkte. Der Richter, der das Verbrechen, um dem sittenlosen Treiben im allgemeinen entgegenzutreten, auf eine Gefängnisstrafe von 8 Monaten.

Durch Reiben eines Schiffstaues getötet.

Düsseldorf, 21. Juli.

Durch plötzliches Reiben eines Taues kam in Benrather ein Matrose ums Leben. Auf einem am Mittwoch angekommenen Schiff rief plötzlich ein Tau, dessen Ende mit voller Wucht gegen den Kopf des Matrosen schlug. Mit schweren inneren Verletzungen brachte man den Unglücklichen ins Benrather Krankenhaus, wo er am Donnerstag seinen Verletzungen erlag.

Seitratsschwinder ungeschädlich gemacht.

Köln, 20. Juli.

Die Große Strafkammer in Köln verurteilte den 41 Jahre alten, vielfach vorbestraften Josef K. aus Köln-Mülheim wegen Betruges im Rückfalle in drei Fällen zu einer Gesamtstrafe von vier Jahren und fünf Monaten Zuchthaus; das Gericht erkannte weiter auf Überweisung in die Sicherungsverwahrung. Der Verurteilte, im Jahre 1932 nach Verbüßung einer längeren Freiheitsstrafe aus dem Gefängnis entlassen, hatte sofort wieder seine alte Tätigkeit, den Seitratsschwinder, aufgenommen. Er schrieb auf Heiratsanzeigen und gab auch selbst solche auf. Unter Vorpiegelung der Eheführung nahm er zunächst einer Hausangestellten ihre ganzen Ersparnisse in Höhe von 3500 Mark ab. Eine andere Hausangestellte betrug er in derselben Zeit um 1000 Mark. In einem dritten Falle erbeutete er nur 30 Mark, da sein Opfer nicht über mehr geldliche Mittel verfügte. In der Urteilsbegründung sagte der Vorsitzende, der Angeklagte habe armen Hausangestellten, die Zeit ihres Lebens gearbeitet und gepart hätten, ihr ganzes Hab und Gut abgenommen. Da sei es die Pflicht des Gerichts, den Angeklagten die ganze Schwere des Gesetzes fühlen zu lassen. Erwähnenswert seien dabei die einschlägigen Vorstrafen ins Gewicht. Um ihn in Zukunft nicht mehr auf die Verführung loszulassen, werde außerdem die Sicherungsverwahrung verhängt.

Eine Feuerfeste von Remagen bis Bonn.

Bonn, 21. Juli.

Der Landesverkehrsverband Rheinland veranstaltete am Samstag, 21. Juli, eine Beleuchtung der Rheinufer und -böden zwischen Remagen und Bonn, wie sie in diesen Ausmaßen bisher noch nicht durchgeführt werden konnte. In kürzesten Abständen werden die hellen Flammen der Feuerstellen emporleuchten.

werden die züngelnden Wolken der Bengalfener emporsteigen und mit ihrem Schein die Umgebung in phantastischen Bildern erscheinen lassen. Eine Umeinanderkehrung schöner Lichtwirkungen, wie sie in dieser Reizhaftigkeit und großen Fülle nur dank einer bereitwilligen Gemeinschaftsarbeit möglich ist. Denn die Beleuchtung „Der Rhein in Flammen“ ist keine Veranstaltung eines einzelnen Unternehmens, sondern ist die Gemeinschaftstat aller Rheinbewohner und Gemeindeglieder von Remagen bis Bonn, mit dem Gedanken, fremdenverkehrsverwendend zu sein. Der Rheinbesucher also, der zum Wochenende am 21. Juli an den Rhein kommt, wird ein Erlebnis mitnehmen können, das ihm vom Rhein in seiner natürlichen Schönheit stärker nicht vermittelt werden kann. Er wird es zum erstenmal erleben, wie die vielen Sagen und Erzählungen, die sich an dieses schönste Fließchen deutscher Erde knüpfen, Leben zu erhalten scheinen, Wirklichkeit werden wollen, als sei auch heute noch eine Romanze hier zu Hause. Sonderzüge, Sonderautobusse, Sonderfahrpläne und Motorboote vermitteln bequem und billig die Befahrung. Eine Fährüberführung durch die „2000-Kilometer-Fahrt“ ist nicht zu befürchten, da die Absperrung in Bonn erst beginnt, wenn die Beleuchtung zu Ende ist.

Sechs Kinder vom Tode des Ertrinkens gerettet.

Andernach, 20. Juli.

Mit einem aufgepumpten Autoschlauch ließen sich drei Schulmädchen im Wasser treiben. Ein junger Mann wollte den Schlauch durch das Wasser ziehen; plötzlich verlor er den Boden, rief Hilfe und hing sich ebenfalls an den Schlauch. Dadurch erhielt der Reife Überbelastung und tauchte tiefer ins Wasser. Die Mädchen grieten dadurch in die größte Angst und riefen um Hilfe. Vom Badestrand, wie auch vom Strandbad aus eilte man sofort zu Hilfe. Der Sohn des Bademeisters Bergh brachte mit seinem Knebel die Ertrinkenden in Sicherheit. An einer anderen Stelle tummelten sich zwei Knaben am Kopf einer Krippe; beide rutschten aus und fielen in das Wasser. Da beide nicht des Schwimmens kundig waren, riefen sie um Hilfe. Zum Glück waren Schwimmer in der Nähe; diese konnten die beiden Knaben an Land bringen.

Lagerraum einer Spinnerei in Flammen.

Köln, 20. Juli.

Gestern mittag gegen 1,30 Uhr entstand in dem Lageraum der Weberei und Spinnerei Busch ein Brand, der an den aufgestellten Ballen Fertigstoffen reiche Zerstörung fand. Die freiwillige Feuerwehr stand mit ihrer

kleinen Spritze dem Feuer machtlos gegenüber, zumal sich Wassermangel bemerkbar machte. Doch schon nach kurzer Zeit rückte die Berufsfeuerwehr von M.-Gladbach mit einer Motorpumpe an, der es bald gelang, den Brand auf den Lageraum zu beschränken. Dem Feuer fielen schätzungsweise einige tausend Ballen Fertigstoffe zum Opfer. Wahrscheinlich ist der Brand durch Selbstentzündung infolge der Hitze entstanden.

Von Röhren zu Tode geschleift.

(Trier, 20. Juli.)

In Burg ereignete sich ein gräßliches Unglück, das einen Knaben beim Viehhüten betraf. Der Junge hatte sich, als er die beiden Röhren aus dem Stall auf die Weide trieb, den Strick, mit dem die Tiere aneinander gebunden waren, selbst um den Leib gedreht. Plötzlich schreuten die Röhren, fielen in wilden Sprüngen die Dorfstraße hinab und schleiften den Jungen an dem Strick hinter sich her. Dieser erlitt so schwere Verletzungen, daß er kurze Zeit darauf starb.

Arbeitspause bei Opel.

Frankfurt a. M., 21. Juli.

Die Verwaltung der Adam Opel AG hat sich entschlossen, ab Mitte September den Betrieb auf 14 Tage zu schließen, um allen Werksangehörigen eine wohlverdiente Entspannung und Erholung zu ermöglichen.

Betrugsprozeß Brodhues.

Wiesbaden, 21. Juli.

In dem seit langer Zeit schwebenden Verfahren gegen den jetzt in Untersuchungshaft genommenen Kommerzienrat Dr. h. c. Brodhues, den früheren Generaldirektor der Chemischen Werke Brodhues AG in Niederwalluf, ist jetzt das Urteil gesprochen worden. Der Angeklagte wurde wegen Betrugs in Tateinheit mit handelsrechtlicher Untreue zu einem Jahr fünf Monaten Gefängnis und 4000 Mark Geldstrafe unter Anrechnung der Untersuchungshaft verurteilt. Der Antrag auf Haftentlassung wurde abgelehnt. Dem Angeklagten war zur Last gelegt, daß er 1929 für seine Gesellschaft eine Kohlengrube in der Tschokolmaschka angekauft hat, und zwar zu einem von ihm vorgelegten Preis von 160 000 Mark, für den er sich später 65 000 Mark zurückerstattet ließ. In zwei Fällen hatte sich Brodhues außerdem unerlaubte Kreditentnahmen zu Schulden kommen lassen.

Kein Obst mehr auf den Bäumen.

wp. Behta, 21. Juli.

Wie in anderen Teilen des Landes macht sich auch in unserer Gegend die lang anhaltende Trockenheit beson-

Ein neues Element entdeckt?



Der tschechische Ingenieur Dolen Cobliac soll ein neues Element entdeckt haben, das er Bohemium nannte und das in die Element-Reihe 93 gehört. Sein spezifisches Gewicht ist 240. Der Ursprung dieses Elements soll 500 Jahre zurückliegen. In wissenschaftlichen Kreisen mißt man der Entdeckung große Bedeutung bei.

ders in der Landwirtschaft außerordentlich schädlich bemerkbar. Die Brunnen auf den Bauernhöfen sind zum Teil vollkommen ausgetrocknet. Bei Hartefrüchte ist das Getreide nur nottief geworden. Die Obstbäume sind zum Teil leer. Die Trockenheit läßt die jungen Früchte absterben und abfallen. Die Weiden sind nicht nur fahl, sondern zum Teil sogar braun, ein Zeichen, daß die Flächen in der Hitze verbrannt sind.

1500 Morgen Moor brannten im Nordzipfel Westfalens.

DNB. Diepholz, 20. Juli.

In Oppenwehe im äußersten Nordzipfel der Provinz Westfalen, brach ein schon seit Tagen schwebender Moorbrand zur Oberfläche durch und griff rasch um sich. Dem Arbeitsdienst gelang es in harter Arbeit, durch Auswerfen eines vier Kilometer langen Grabens dem Vordringen des Feuers ein Ende zu gebieten. Insgesamt ist eine Fläche von etwa 1500 Morgen erfaßt worden.

Einzahlung der 3-Mark und 3-Reichsmark-Stücke.

Nach einer Verordnung des Reichsministers der Finanzen vom 6. Juli 1934 gelten die zurzeit umlaufenden 3-Mark- und 3-Reichsmark-Stücke ab 1. Oktober 1934 nicht mehr als geldliches Zahlungsmittel. Diese Münzen behalten also ihre Kaufkraft nur noch bis zum 30. September 1934. In den folgenden drei Monaten, und zwar bis zum 31. Dezember 1934 werden die 3-Mark- und 3-Reichsmark-Stücke von allen Reichs- und Landesstellen noch in Zahlung genommen und gegen andere Zahlungsmittel umgewandelt. Vom 1. Januar 1935 ab hört die Einlösungspflicht auf. Die Münzen haben dann nur noch ihren Metallwert.

Die Fristen für die Einlösung mußten verhältnismäßig kurz angesetzt werden, da die neuen 5-Mark-Stücke fast dieselbe Größe haben wie die zur Einlösung kommenden 3-Mark- und 3-Reichsmark-Stücke. Die sich daraus ergebende Möglichkeit der Verwechslung dieser beiden Geldsorten muß daher möglichst schnell beseitigt werden. Um sich vor Schäden zu bewahren, liegt es im Interesse jedes Volksgenossen, so schnell wie möglich die in seinem Besitz befindlichen Dreimark- und Dreireichsmarkstücke auszugeben, damit sie zu der mit der Einziehung beauftragten Reichsbank zurückgelangen. Die zur Erinnerung an besondere Begebenheiten geprägten Dreireichsmarkstücke sind von der Außerkurssetzung nicht ausgenommen.

Uschi und ihre Freier.

Erzählung von Felix Freiherrn v. Stenglin.

13) „Uschi ist am Telefon, wenn nur nichts passiert ist!“ Die Schwester richtete sich auf. „Natürlich ist was passiert, aber so bald hätte ich es nicht erwartet.“ „Wenn sie aber selbst am Telefon ist?“ „Wahrscheinlich hat sie sich etwas zu Schulden kommen lassen und darf nicht gehen.“ „Heinz kam herein, er hatte die Worte gehört und sagte, das komme überhaupt nicht in Frage. Die Tante sah ihn von oben bis unten an.“ „Es dauerte nicht lange, da erschien Ralph wieder.“ „Ja, daraus soll einer klug werden!“ äußerte er lachend. „Uschi ist doch nicht krank?“ fragte die Mutter besorgt. „Sie ist munter wie der Fisch im Wasser.“ „Die Tante schüttelte den Kopf. „Ja, was ist denn los?“ „Also, sie kann erst gegen Abend erscheinen, es ist was dazwischen gekommen, sie wird es nachher selbst erzählen.“ „Impertinent!“ sagte Tante Therese. „Auch der Onkel kam nun nach seinem Mittagsschläfchen ins Zimmer. „Ich Uschi noch nicht da?“ „Nun, ob sie da ist oder nicht, wir trinken jetzt Kaffee“, entschied die Tante. „Ich hoffe, du bist einverstanden, liebe Annette?“ „Ganz wie du meinst, liebe Therese!“ „Der Onkel war noch nicht im Bilde und erkundigte sich, was es mit Uschi auf sich habe.“ „Das weiß der Himmel!“ antwortete Tante Therese. „In dem ich auf dem Sofa Platz nahm, fragte sie Ralph, ob er denn nicht nach weiterem gefragt habe.“ „Das schon, aber ich bekam keine Antwort. Sie hatte angehängt.“ „Angehängt!“ wiederholte die Tante in einem Ton, als ob es das größte Verbrechen sei, den Telefonhörer anzuhängen. Die Vermutungen gingen noch eine Weile so fort. Der Onkel bemerkte, man dürfe nicht das Schlimmste denken, obwohl es Beispiele gebe, daß man unerfahrene Mädchen verlockt habe. Neulich sei aus Cöln ein Mädchen gekommen. Tante Therese schüttelte den Kopf und meinte, man solle sich nicht in Cöln lassen. Heinz wandte nun ein, Uschi sei doch alt genug, um sich nicht in irgend ein Abenteuer zu verstricken, doch die Tante war anderer Meinung. Sie hatte inzwischen von der Verlockung erfahren. Wenn man dergleichen riskiere, meinte sie mit hochgezogenen Augenbrauen, sei man auch zu schmerzhaft fähig.

Da Uschi lebe und gesund sei, äußerte Frau Hagen, könne man ganz ruhig sein. Die Schwester entgegnete, diese Bemerkung zeige, daß gewisse Menschen aus den Erfahrungen anderer nichts lernten. Und darin liege unter Umständen eine moralische Schuld. Worauf Ralph in einer seiner Umwandlungen von Sarkasmus bemerkte: „Was ist überhaupt Schuld? Die Einbildung der Anderen.“ „Damit wirst du weit kommen!“ entgegnete die Tante. Die Stimmung an der Kaffeetisch war und blieb flau. Die beiden jungen Leute beschloßen, ins Kino zu gehen; Heinz, der noch etwas Euphorie besaß, lud den Freund ein, und so blieben die Weiteren in ziemlich unausgesprochenem Gemütsverfall zurück. Erst allmählich kamen sie wieder ins ruhigere Fahrwasser, auch Tante Therese wurde wieder gemütslicher. Die Damen hatten eine Handarbeit vorgenommen und erzählten sich allerlei Geschichten aus ihrer Jugend, die sie schon unzählige Male besprochen hatten. Der Onkel war philosophische Betrachtungen dazwischen, deren Wichtigkeit niemand bestreiten konnte, oder unterhielt die Schwestern von alten und neuen Briefmarken, was man nachsichtig über sich ergehen ließ. „Docher hörst du, ob niemand kommt, aber die Stunden vergehen, und keine Uschi zeigst sich. Die Freunde kamen aus dem Kino und fragten, ob Uschi da sei.“ „Leider noch nicht“, antwortete die Mutter mit einem kleinen Seufzer und fand auf, um das Abendbrot herzurichten. Da klingelte es. Im Wohnzimmer sprangen Onkel und Tante auf, Frau Hagen und die Freunde waren gleichzeitig an der Wohnungstür. Da stand Uschi leibhaftig vor ihnen und, wie es schien, völlig ungebrochen. Es gab ein Fragen, Lachen und Durcheinandergerausche, dann versammelten sich alle im Wohnzimmer. Uschi begrüßte die Verwandten nochmals und ließ sich dann erschöpft auf einen Stuhl fallen. „Es war fabelhaft! Es war zum Schließen! Rastet!“ Die Verhältnisse spitzten sich zu, der Onkel schürzte sich, als Gott, wie komme ich da nur wieder heraus!“ „Das möchte ich auch wissen!“ sagte die Tante vor sich hin. „Ich, ihr habt gut hier!“ fuhr Uschi fort. „Süßen und Patience legen, das ist doch noch etwas Reelles, das man man nachdenken, sich innerlich bilden und die christlichen Vorleser lassen.“ „Wie lieb ich diese stillen Beschäftigungen voller Seelenwärme, während andere in den Banden der Welt schmachten oder an Abgründen hanteln!“

Die Mutter schüttelte lächelnd den Kopf. „Du könntest nun aber wirklich vernünftig reden!“ „Wenn ich noch dazu im Stande bin, Mutter! Wappnet euch! Es sind Dinge geschehen, die die ganze Aufmerksamkeit der Familie verdienen. Ein freigeschütteltes — Neue — Ruhe.“ Sie wandte sich an die Freunde. „Jungs, dagegen kommt ihr nicht an! Diese Eleganz der Erscheinung, dieses weltmännische Auftreten... Ich habe nämlich eine Bekanntschaft gemacht — das heißt erneuert — das heißt — und nun erzähle sie von ihrer Begegnung mit dem Sohne des Hauses auf der Treppe und wie er ihr nachgekommen sei und sie nicht erkannt habe...“ „Ich konnte einfach nicht widerstehen — ihr müht ihr euch, Herzenbrecher und so — überhaupt die ganze Familie! Der Professor ein Gebirgsführer vornehmster Prägung, unglücklich, aber mit Regeneration, seine Frau vollendet damenthaft, unendlich reizvoll durch Noblesse und Lebenswürdigkeit.“ „Sehr schön“, warf Ralph ein, „aber spanne uns nicht länger auf die Folter, komme zum dramatischen Höhepunkt!“ „Uschi begann nun, ihr „Stellbildein“ mit allen Einzelheiten im Stile eines Reportageromans zu schildern, nicht ohne Erzählungen und Rapsodien bei den Schritten zu erzeugen. Endlich kam sie auf den Besuch in der Landkloie. Wir entschloßen uns also, die mondante Stätte ihrer Art, das Establishement Karnele, zu beglücken. Er und ich, ich ging mit ihm, wie man so sagt. Im Auto war er Gott sei Dank maniert, hauptsächlich wohl, weil ich fortwährend schwatzte. Also im feinsten Westen. Wir hatten... Ein Page von einnehmendem Aussehen öffnet uns die Tür. Ich rause auf den Eingang zu. Der goldstrotzende Portier mit Dreimalter und Stab empfängt mich wie eine Fürstin. Ich bin natürlich sehr gnädig. Als ob dergleichen Lokale täglich „frequentierte“. Die Einrichtung war folktür. Ich weiß nicht, ob ihr ähnliches kennt — Tante Therese großstädtische Erfahrungen.“ „Gott soll mich bewahren!“ scholl es aus der Sofaede zurück. „Ein Gang mit Spiegelwänden, an dem, auch jetzt am Tage, die Lichter brannten, feenhaft ein Vorraum, wo uns die Garderobe von höflich erwartungsvollen Gestalten abgenommen wurde, darauf Eintritt in den blendend hellen Saal — na, wenn ich da erst anfangen würde, zu erzählen, käme ich nie zu Ende. Ringsum erhöhte Gasolier, im ersten Stock die bewundernde Musik, überall elegante Menschen, eigenartig, Menschen, die man sonst nicht sieht, und die einem gewaltigen Respekt einflößen. Da lassen wir uns also nieder, klüffeln Wolke, knöcheln an erklammtem Gebälk und leben dem Tanz des Meisterpaars zu. Genau wie zwei Marionetten, jede Bewegung klappert. Rastlos Beifall. Darauf allgemeiner Tanz. Ein Raptot. Natürlich er mit mir. Es geht aus, ich schweben dahin wie Körperlose, die Welt verfliehet, wir sind im Freeland, wo man verurteilt ist, ewig zu tanzen, der Tänzerhimmel... Und dann plötzlich zu Ende, die Musik hört auf, riesiges Klatschen, was bedeutet das

nur? Es gilt uns, wir stehen allein auf weiter Flur, ich sehe mich erkant um, erröte und werde von ihm auf den Platz zurückgeführt. Erster Akt.“ „Noch mehr?“ fragte Tante Therese, „ich dachte, das wäre gerade genug.“ Was Uschi Mutter dachte, konnte man aus den gespannten Zügen und den leicht schimmernden Augen leicht herauslesen. Der Onkel bemerkte, er sei ein einziges Mal in solchem Lokal gewesen, und daran habe er genug gehabt, die Leute hätten ihn neugierig beobachtet wie ein Wunderkind. Ralph zeichnete sich wie gewöhnlich durch einige nettliche Witzen aus, und Heinz sah vornübergebeugt da, die Ellbogen auf den Knien und spielte mit den Fingerspitzen. Uschi aber fuhr in ihrem Bericht fort. Eine Schar leichtgekleideter Mädchen sei heringekommen, entzündende Gestalten, die unter allerhand Verrenkungen und Weinerliefen sich eine Weile namenlos angestrengt hätten. Dies sei teilweise etwas peinlich gewesen. „Mein Begleiter schien das allerdings nicht zu finden, er paßte ungemein auf, als ob ers nachdenken wollte, und benahm sich überhaupt ganz wie ein Eingeweihter. Natürlich kannte er alle Tänze, das Gegenteil annehmen wäre beleidigend gewesen. Dann beugte sich etwas Unangenehmes. Die Folgen fand noch garnicht abzuheben. Da ich einige Litre von Wert genommen hatte, wußte mein Liebermut ins Ungeheure, und ich erwähnte zu seiner Verblüffung ein paar Mal Dinge, die eigentlich nur ein Bekannter der Familie wissen konnte. Ich tanzte auf einem Seil, wie man so sagt. Und aufs Haar wäre ich heruntergepurzelt. Denn als ich wiederum etwas Verhängliches hinausgeschleudert habe, nämlich über meine Reizepläne nach bestandenen Examen und erschrak über meine eigene Frechheit merktlich, stieß da frage er, ob ich vielleicht jemanden aus seiner Bekanntschaft kenne? In meiner Verwirrung sagte ich ja. Da meint er, der einzige mit dem er über seine Reize gesprochen habe, sei sein Freund Philipp Bräuner. Natürlich! Irgend, der war es? Nicht er heraus, der Schwerenöhrer, der leichtsinnigste Mensch des Jahrhunderts? Ich antwortete: Wahrscheinlich, aber warum tadeln Sie ihn? Sie sind doch auch so. Oder nicht? Da lächelt er, sein Lächeln ist nämlich bedeutend, und sagt, er werde den Freund fragen, sobald er ihn sehe. Ja, fragen Sie ihn nur nach Amanda, sag ich und bedenkete nicht, daß mich das in seltsamen Geruch bringen würde, erst Philipp Bräuner, erst Albert Dornig, befreit ihr? Und nun bin ich ja gespannt, wann der Schwindel herauskommt! Na, die Gelegenheiten sind noch nicht zu Ende, denn plötzlich taucht eine Erscheinung auf, ebenfalls sehr mondän, und fixiert mich andauernd. Wer ist es? Der fremde Vagabund, der mich eines Tages draußen in der Sieblung ansprach und mit mir ausgehen wollte, aber von den Jungs auf den Trab gebracht wurde. Meinem Begleiter fiel das unangenehm auf, ich drängte zum Fortgehen, ein neues Bedachtsmoment, ein Dritter, zu dem ich aufeinander in näheren Beziehungen stand! Aber zu einer Beerdigung kam es Gott sei Dank nicht, denn ich stand einfach auf und ging, da mußte mein Herr schon mit... Dann in die Elektrische — und da bin ich!“ (Fortsetzung folgt.)

Aus dem Kreise Ahaus

Aus der Stadt Ahaus

Ahaus, den 22. Juli 1934.

„Es kommt das Ahauser Schützenkorps...“

Zum ersten Male nach vier langen Jahren wird am heutigen Sonntag nachmittag diese vertraute, alle Ahauser Schützenherzen entzündende Melodie auch wieder an der Spitze des Bürger-Schützenvereins erklingen und die Mitglieder im strengen Schritt und ihre Offiziere hoch zu Ross zur Übung begleiten. Die Übung bildet im Ahauser Schützenleben immer den freudigen Auftakt zu den Großereignissen 8 Tage später. Da dieses Großereignis für die Bürger-Schützen heuer sogar die Feier des 3½ Jahrhundert alten Bestehens ist, muß dieses für alle Schützen ein willkommener, freudiger Anlaß sein, pünktlich ohne Ausnahme bei der Übung um 6 Uhr in der Hindenburgallee laut Bataillonsbefehl zur Stelle zu sein, damit Heerführer gehalten werden kann über Zahl und Stimmung der in 8 Tagen zu frohen Taten ausziehenden Truppen.

Die Bautätigkeit im Sommer und Herbst

Die Bautätigkeit dieses Jahres hatte verhältnismäßig früh eingelegt. Sie scheint nach den bisher vorliegenden Bauprojekten jedoch auch früher beendet zu sein, als man das im Interesse des heimischen Baugewerbes wünschen möchte. Außer einem größeren Bau an der Hofmaate, 2 Wohnneubauten am Helsenweg und an der Coesfelder Landstraße, sowie mehreren Bauarbeiten an Nebengebäuden und Umbauten ist der Baumarkt z. Z. still. An größeren baulichen Projekten liegen noch der Pächterhausbau der Welf, Spinnerei & Weberei, sowie der Bau der Stadtrandfiedlung vor, die hoffentlich beide im Interesse des heimischen Gewerbes und der Arbeitsbeschäftigung in Angriff genommen werden.

Der Große Papstfilm

Die Katholische Filmbühne Berlin, eine Arbeitsgemeinschaft katholischer Künstler und Filmfachleute, hat es sich zur Aufgabe gestellt, mit Hilfe des laufenden Lichtbildes einen Einblick in das Kulturleben des Mittelalters der katholischen Welt zu geben. Sie zeigt anlässlich des Heiligen Jahres auch in Ahaus am 26. und 27. Juli ihren großen Papstfilm und kommt mit dieser universalen Schau einem geistigen Bedürfnis unserer Zeit entgegen.

Die „Neuen Volksblätter“ in Osnabrück schreiben anlässlich der dortigen Aufführung u. a. folgendes: „Der Film besteht aus drei großen Teilen. Der erste Teil führt uns hin zum ewigen Rom. Eine gelungene Reportage gibt einen Einblick in diesen Mittelpunkt der Christenheit. Die Ruinen und Überreste des vorchristlichen Roms lassen ahnen, welche große Bedeutung auch das alte Rom der vorchristlichen Zeit gehabt hat. Der zweite Teil führt ein in die tausendjährigen Schätze des Vatikan. Herrlich sind auch die Gärten des Vatikan. Es war eine Freude, die Audienz der Pfaffen beim hl. Vater mitzuerleben. Man wundert sich, mit welcher Ehrfurcht und Ehrlichkeit der hl. Vater an allen Vorgängen teilnimmt, wie sicher und behende er sich bewegt, trotz des hohen Alters. Der Jubel der Bevölkerung bei seinem Erscheinen ist nicht gekünstelt, sondern erwächst aus dem Bewusstsein des Volkes heraus. Und im dritten Teil sehen wir die Eröffnung der Heiligen Jahres, die Eröffnung des Kurienjahres im Vatikan. Der Heilige Vater spricht. Die Technik ist damit auch in den Dienst des Christusauftrages gestellt, der an alle Völker und Nationen geht. Der Film ist mit Ton versehen. So hört man auch den hl. Vater in seiner natürlichen Art sprechen. Auch die ersten beiden Teile werden mit musikalischen Einfügen und erklärenden Mitteilungen versehen. Eine Reise nach Rom kann sich nicht jeder leisten. Es wurde daher allgemein dankbar begrüßt, daß

durch die Vorführung ein Ersatz für die Reise geboten werden konnte. Als ganzes genommen, ist der Film gut und seine Aufführungen an recht vielen Orten zu empfehlen.

Interessanter Musikantenbesuch

Ein nicht alltägliches Straßenbild bot sich am vorletzigen Tage den Straßenpassanten unserer Kreisstadt. Zwei Künstler, eine Ehepaar aus Berlin, vollführten auf drei sonderbaren Instrumenten ein freikunstliches, dem mangelhaften Teil des „Orchesters“ bestehend mit einem regulären Violoncello einmal die Rückenlinie einer Säge, eines sog. Kuchenschwanzes, wobei durch das jeweilige Viegeln der Sägeblätter — die andere Seite wurde zwischen den Knien festgehalten — bei dem Bogenstreichen „singende“ Töne von angenehmer Klangfarbe und -fülle und Verschiedenartigkeit erzielt wurden. Das andere Mal bediente er ein selbstgebautes, von dem Künstler erfundenes, patentiertes Instrument, eine sog. „römische Geige“. Der Hauptteil des Instrumentes bestand aus einem Kasten von der Form und Größe einer etwas übergrößten Zigarrenkiste, aus der an der unteren Seite ein kleiner Sackträger ragte, während an der anderen Seite sich ein meterlanger Halsaufbau, ähnlich wie etwa beim Cello befand, der als Griffunterlage und Saitenhalter für nur eine Saite diente. Auch dieses „einseitige“, aber höchst klangreiche primitive Instrument bediente der Künstler ebenso wie Säge mit dem Geigenbogen mit großer Virtuosität. Es wurde auf einem tragbaren ebenfalls selbstkonstruierten und -gebauten Harmonium von seiner Frau musterhaft begleitet. Interessant und neuartig war an diesem Instrument die Klaviatur und der Notenständer.

Bei allen Instrumenten wurde kein falscher Ton und keine Unreinheit hervorgebracht, alle gespielten Stücke, unter ihnen das berühmte „Ave Maria“ klangen rein, edel und weich.

Da diese Künstler aus dem Rahmen der üblichen Straßenmusikanten stark und äußerst angenehm herausfielen, hatten sie an jeder Straßenecke eine große und dankbare Zuhörerschaft.

Auf Befragen erklärte der Künstler, daß er in seinem Hauptberuf „Musical Clown“ sei und bereits mit seinen Instrumenten auf erklachten Variété-Bühnen Berlins und anderer Großstädte sowie wiederholt im Rundfunk gespielt habe, jedoch durch die schlechte wirtschaftliche Lage seines Berufes auf Straßenmusik angewiesen sei. Er konnte auch gute Presseartikel aufweisen. Der eigenartige Künstlertrupp kann man von Herzen weitere Erfolge auf ihre „Konzertreise“ wünschen.

Aus der Ortsgruppe N. e. K.

In der letzten Versammlung der Ortsgruppe der N. e. K. (Reichsvereinigung ehem. Kriegsgefangener) wurde zunächst der Vorschlag eines Ausfluges der Kameraden besprochen, doch kam man wegen der geringen Zahl der Anwesenden zu keinem Entschluß. Dann gab der Vereinsführer mehrere Parolen und Verfügungen der SAH II und der Gauleitungsbüro Bräunauer bekannt. — Dann wurde der Wunsch laut, daß jeder Kamerad neue Mitteilungen anwerben möge, da noch viele „Ehemalige“ den Reichen der Organisation fernstünden. Nach dem offiziellen Teil der Versammlung begann der interessante Teil, nämlich die Besichtigung und der Austausch von Andenken und selbstgefertigten Gegenständen aller Art aus der Leidenszeit, wobei manche Erinnerung und interessante Begebenheit wieder wachgerufen wurde.

A Mann und wo ist Photographieren genehmigungspflichtig? Das Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda teilt mit: Das Photographieren ist grundsätzlich jedermann und überall gestattet. In Veranstaltungsbüros, die durch Eintrittskarten, Absperrmaßnahmen oder in sonstiger Weise als geschlossene Veranstaltung gekennzeichnet sind, ist die Erlaubnis der Veranstalter in jedem Einzelfalle erforderlich. Das Gleiche gilt in geschlossenen Räumen, auf Baustellen, in Lagern des Arbeitsdienstes oder der Parteiformationen, ferner bei Übungen von geschlossenen Formationen jeder Art. Genehmigungspflichtig sind ferner Aufnahmen vom Luftfahrzeug aus, sowie Aufnahmen von Befestigungen und ähnlichen Anlagen. Wer derartige photographieren will, hole daher die notwendige Erlaubnis ein. Wer ohne die Erlaubnis photographiert, hat sich entstehende Unannehmlichkeiten selbst zuzuschreiben.

für die Bienenzucht gewacht habe und neue Imker gewonnen habe nicht nur zu deren eigenen Nutzen, sondern zum Nutzen der Allgemeinheit.

Aus dem Leben des Bredener Geflügelzuchtvereins.

Der Bredener Geflügelzuchtverein hatte sich im Vereinslokal Hotel Grass verammelt zu seiner Monatsversammlung. Der Besuch der Versammlung war nicht gering, wohl eine Folge der augenblicklichen Entente. Zunächst wurde die „Ringangelegenheit“ erledigt. Dann hielt der Vereinsführer einen interessanten und lehrreichen Vortrag über die Linienzucht, die er auch bildlich zeigte. Das Primäre aller Züchter ist die Linienzucht, sie ist als Zucht der Rasse Schönheit und Zucht größter Ertragsfähigkeit anzuprehen. Sie führt sich auf die Mendel'schen Vererbungsgeetze. Diese Ausführungen vom Vereinsführer wurden mit großem Beifall und Interesse aufgenommen. Zu weiteren Vorträgen und Ausstellungen über die Linienzucht steht der Vereinsführer für alle Züchter gern zur Verfügung. Dann wurde die Futterfrage besprochen. Ferner beschloß die Versammlung, sich im nächsten Monat an den Kreisverbandstag teilnehmen zu beteiligen. Nach weiteren interessanten Hinweisen und Erledigung verschiedener Vereinsfragen wurde die Versammlung mit einem „Gut Nacht“ vom Vereinsführer Jos. Terbrack geschlossen.

Miststätte

Hochbetrieb auf dem 3. und 4. Miststätte Renn.

Die heißen Tage und Wochen, wie wir sie in diesem Sommer zur Genüge erleben, bringen auf das Renn ein gar geschäftiges Leben und Treiben. Wer von Breden auf der Zwillbroder Chaussee und auf der Straße Lünen-Miststätte häufiger fährt, wird sich nicht zuerst genug darüber wundern, wofin all die großen Kästenwagen wollen. Es sind die Torfbauern. In diesen Tagen und Wochen gilt es auch für sie zu ernten. Bis 100 und mehr Fuhrwerke Tag für Tag kann der Besucher auf dem Amtsweg und nicht viel minder auf dem Zwillbroder Renn feststellen. Mit Kind und Kegel ist der Torfbauer beschäftigt. Nahrung eine schwere Arbeit, nur mit dem allernötigsten Bekleidet in der prallen Sonne, kämpft er der Erde den wertvollen Brennstoff ab. Während die eine Abteilung schon wieder damit beschäftigt ist, neuen Brennstoff zu ernten, ist es für die andere die Arbeit,

das nicht immer leichte Einbringen des trockenen Torfes zu beforsen. Unermüdlich gilt es zu schaffen. Mancher, der im Winter so gemütlich hinter warmen Torffeuer sitzt, sollte mal um diese Zeit das Renn aufsuchen. Dann wird es hier die Arbeit derer würdigen lernen, die ihm im Winter vor Kälte schützen. Auch wäre es den meisten nicht allbegüterten Rennbauern zu gönnen, wenn sie für ihre Arbeit Abnehmer und eine angemessene Bezahlung erhielten.

Spiel und Sport

Brieftaubensport.

Reiservereinigung „Grenzland“.

Der 14. Juli ds. Js. war für die Brieftaubenzüchter ein besonderer Tag. Die Tauben der Züchter des Gau Westfalen Kreis 8 waren am Donnerstag, den 12. zum Flug ab Schneidemühl auf die Reise geschickt. Bei klarem Wetter wurden 1671 Tauben um 5,10 Uhr am Samstag zu dem 670 km langen Flug am Bahnhof Schneidemühl aufgegeben.

Die 1. Siegertaube erreichte um 17,32 Uhr ihren Heimatort in Gronau. Besitzer der Taube ist der Züchter von Trümbach, Gronau. Die Taube erzielte eine Durchschnittsfluggeschwindigkeit von 895,442 m in der Minute.

Die Reisegruppe Ahaus nahm an diesem Flug teil. Die Züchter dieser Gruppe setzten insgesamt 103 Tauben und schnitten sehr gut ab, indem sie 26 Preise erzielten. Das Kreisergebnis ist wie folgt:

5. Preis Epping-Geef, 18. Terlohr-Ahaus, 33. Bagus-Epe, 54. Klümper-Epe. Am 2. Flugtag ging die Preisliste weiter, da am 1. Tage nur 86 Preise erzielt wurden. 108. Preis Terbed-Ahaus, 133. Bagus-Epe, 153. Epping-Geef, 158. Klümper-Epe, 168. Bagus-Epe, 169. Föns-Epe, 178. Bagus-Epe, 179. Terlohr-Ahaus, 189. Epping-Ahaus, 214. Epping-Geef, 221. Kolbering-Ahaus, 230. Bufen-Ahaus, 249. Terbed-Ahaus, 255. Schwieters-Ahaus, 271. Arndt-Epe, 272. Epping-Ahaus, 291. van Schelde-Epe, 311. Burtbaum-Ahaus, 313. Bufen-Ahaus, 324. Röttger-Alfert-Epe und 326. Schwieters-Ahaus.

Für zwei Züchter der Reisegruppe Ahaus war der Flug am vergangenen Samstag von besonderer Bedeutung. Es handelt sich hier um die Tauben 07812 — 31 — 26 Epping-Geef und 07177 — 29 — 112 Burtbaum-Ahaus. Diese beiden Tauben rangen in schärfster Konkurrenz um das Diplom für die bestgezeigte Taube innerhalb der Reisegruppe Ahaus. Schon im vergangenen Jahre waren es die gleichen Tauben, die sich im Endziel um das Diplom tritten. Wenn es im vergangenen Jahre dem Züchter Epping gelang, so in diesem Jahre dem Sportfreund Burtbaum. Genannte Taube hat 1934 sämtliche Touren bereit und bei allen Touren Preis gemacht. Dem Züchter mit seiner Taube ein „Gut-Flug!“

Am 28. Juli ds. Js. findet der Nationalflug ab Mönningen 900 km statt. Auch an diesem Flug wird sich die Reisegruppe Ahaus beteiligen.

Alle Taubenflugbesitzer werden gebeten, Tauben, die auf diesen weiten Flügen schüßend ihren Schlag auffuchen, am nächstfolgenden Morgen wieder in Freiheit zu setzen.

Hauptschlichter und verantwortlich für Politik: Dr. Georg Heider, Münster i. W., Stellvertreter des Hauptschlichters und verantwortlich für Münster und das Münsterland: Fritz Rediger, Münster i. W.; für Westdeutschland: L. V.: Karl Bode; für Feuilleton: Peter Schladt, Berliner Redaktion: Dr. Ernst Häfner, Berlin-Lichterfelde; für den Druck: Zeno G. m. b. H., Münster i. W. Durchschnittsauflage: VI. 1934: Zeno-Zeitung insgesamt 41732; enthalten: Ahlener Volkszeitung, Nachrichtenblatt für die Kreise Beckum und Lüdighausen, Ahlen, 2984; Allgemeine Zeitung für Münster und Ahaus (Billerbecker Zeitung, Gescherer Zeitung, Vredener Anzeiger, Stadthoher Volksblatt), Coesfeld, 5412; Borkener Zeitung, Borken, 3189; — Bürgerblatt für den Niederrhein und Kaiser Tagblatt, Emmerich, 1871; — Dülmener Zeitung, Dülmen, 1857; — Hallescher Volkszeitung, Halle, 1704; — Kreiszeitung für den Kreis Ahaus (Gronauer Volkszeitung, Eper Volksblatt), Ahaus, 3150; — Münsterländische Tageszeitung (Lingener Tageszeitung, Papenburg-Aschendorfer Zeitung), Rheine, 1510; — Neuer Emsbote für Kreis Warndorfer Amt Telgte (Warndorfer Kreisblatt), Warndorf, 2591; — Telegraph für den Kreis Steinfurt (Ochtrup Anzeiger, Wellingener Anzeiger, Meteler Zeitung, Neuenkirchener Zeitung), Ochtrup, 1695; — Volksblatt für Bocholt und den Kreis Borken, Bocholt, 2287; — Volksblatt für West und den Kreis Rees, Bocholt, 997; — Volkszeitung und Nachrichten für Emsdetten, Burgsteinfurt, Nordwalde, Borchorst, Greven, Emsdetten, 373; — Volkszeitung für Dorsten und Herrlichkeit, Dorsten, 2072; — Verantwortliche Schriftleitung für den lokalen Teil: Fritz Schlotjunker, Ahaus, für den lokalen Anzeigenteil: B. Schütte, Ahaus.

DRUCKSACHEN

für Handel und Gewerbe, für den amtlichen und privaten Gebrauch fertigt an unter Verwendung bester Papiere u. in geschmackvoller Ausführung

GEBR. LENSING

Verlagsanstalt G. m. b. H.

Ahaus i. W. — Fernsprecher Nr. 450

Berechn. zu billigen Preisen. Verlangen Sie Vertreterbesuch.

Unser langjähriges und ältestes Vorstandsmitglied, der

Baunternehmer

Herr B. Plakmann

ist verstorben.

Seiner Anregung und seinem zähen Festhalten an dem einmal gefassten Entschluß ist die Gründung der Gronauer Volksbank in der Hauptsache zu verdanken. Zeit seines Lebens ist er für die Bank und ihre Belange nachhaltig und erfolgreich eingetreten, bis ihn die geschwächte Gesundheit im Jahre 1932 nach 30jähriger Amtsführung zwang, von seinem Amte zurückzutreten.

Solange die Gronauer Volksbank besteht, wird sein Name mit ihr verbunden bleiben und stets mit Dankbarkeit und Verehrung genannt werden.

Gronau, den 20. Juli 1934.

Vorstand und Aufsichtsrat der Gronauer Volksbank Gronau i. W.

Unsere Kundinnen werden uns dankbar sein, dass wir ihnen einmal Gelegenheit geben, sich davon zu überzeugen, wie einfach es ist, empfindliche Wäsche aus Wolle, Seide und Kunstseide schonend zu waschen. Besuchen Sie deshalb stattdessen

Peril-Waschvorführungen

Wie man zarte Gewebe wascht, trocknet und plättet wird Ihnen während dieser Tage gern von geschulten Kräften vorgeführt. Auch werden mitgebrachte kleinere Wäschestücke zur Probe vorgewaschen.

Ernsting

Der Große Papstfilm in Ahaus!

Das ewige Rom. — Der Vatikan in Kunst und Geschichte. — Der Heilige Vater spricht am Radio an die Welt. — Im Beiprogramm:

Die Wallfahrt zum hl. Rod in Trier.

Aufgeführt von der Katholischen Filmbühne Berlin. Am Donnerstag, 26. und Freitag, 27. Juli abends 8.30 Uhr in den

Concordia-Lichtspielen in Ahaus

Eintrittspreise 50, 70 und 90 Pfg. Kartenverkauf: Zigarrengeschäft Nachers und Buchhandlung Kiehlbold. Zur Platzsicherung ist Kartennahme im Vorverkauf dringend zu empfehlen!

Das preiswerte Bett

mit 25jähriger Garantie, sowie sämtl. Aussteuerwaren kaufen Sie am besten und am billigsten in dem bekannten

Kaufhaus Clem. Wensing

Epe - Burgsteinfurt

Füllen eines Bettes nur im Beisein des Käufers.

Männermodalität Gronau

Unser Mitglied

B. Plakmann

ist gestorben. — Zur Beerdigung am Montag, den 23. Juli vorm. 8.45 Uhr werden die Mitglieder hierdurch eingeladen.

Kath. Witwer Anst. 50 mit 2 Kindern (10—13 J.) sucht edelg. Dame in entspr. Alter, kath. Witwe nicht ausgesch. zwecks

Heirat

kennen zu lernen. Ernstgem. Zusch. unter Z. 5. 455 an die Borkener Zeitung, Borken i. W.

Graue Haare

gefärbt. Haarfarbe-Wiederhersteller. Einfache Anwendung. Sichere Wirkung. Fl. 1.80 extra stark 2.30

Haarpflegehaus

Edward Hesse, Gronau

Günstig gelegen

Saal

über Baugrund und für die Errichtung eines modernen

theaters

zu pachten oder zu kaufen gesucht. Angebote unter Z. 571 an die Ges. d. 34. in Ahaus.

Lest die Kreiszeitung

Am Scheidewege zwischen Krieg und Frieden 1914.

Meine letzten Verhandlungen in St. Petersburg vor Ausbruch des Weltkrieges vom 24. Juli bis 1. August 1914.

Von
Graf F. Pourtales †,

bis zum Kriegeausbruch Deutscher Botschafter am Zarenhofe.

2. Fortsetzung.

Copyright bei Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte in Berlin.

Der 28. Juli.

Am 28. Juli wurde in Petersburg die Antwort der serbischen Regierung auf die österreichisch-ungarische Note bekannt. Überall war man in russischen Kreisen bemüht, diese Antwort als äußerst entgegenkommend hinzustellen. Dem General von Chelius gegenüber machte General Fürst Trubezkoi aus dem kaiserlichen Hauptquartier geltend, man müsse anerkennen, daß die serbische Note den guten Willen Serbiens beweise, den Wünschen Österreich-Ungarns voll und ganz nachzukommen. Ähnlich wie Herr Sazonow wies auch er darauf hin, daß die serbische Regierung die noch strittigen Punkte nicht annehmen könne, ohne sich der Gefahr einer Revolution auszuweisen. Jetzt, so erklärte der Fürst, sei es an Österreich-Ungarn, entgegenzukommen, wenn es nicht die Schuld auf sich laden wolle, einen europäischen Konflikt heraufzubeschwören. Der Erwiderung des General von Chelius, daß es allein von dem in der ganzen Streitfrage nicht direkt beteiligten Rußland abhängt, den europäischen Konflikt nicht zum Ausbruch kommen zu lassen, wurde die Stammesverwandtschaft der Russen mit den Serben entgegengehalten. Fürst Trubezkoi betonte, daß, wie der Zar selbst, auch seine ganze Umgebung dringend die Erhaltung des Friedens wünsche und die Hoffnung auf ein erfolgreiches Einwirken unseres Kaisers auf Österreich-Ungarn im maßgebenden Sinne nicht aufgegeben.

Am Nachmittag traf in Petersburg die Nachricht von der Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien ein und rief große Beunruhigung hervor. Da schon zwei Tage seit dem Ablauf des an Serbien gerichteten Ultimats verstrichen waren, ohne daß von Seiten Österreich-Ungarns etwas gegen Serbien unternommen worden war, hatte man in maßgebenden Petersburger Kreisen offenbar geglaubt, daß Österreich-Ungarn angesichts der drohenden Haltung Rußlands eine militärische Aktion gegen Serbien nicht wagen würde.

Bei Sazonow war die Stimmung plötzlich wieder ganz umgeschlagen. Ich fand ihn nachmittags in höchster Erregung, und es kam zwischen uns zu einem heftigen Aufritt. Der Minister empfing mich gleich mit den Worten, daß er jetzt unsere ganze hinterlistige Politik durchschaue, es bestehe nunmehr für ihn nicht der geringste Zweifel, daß wir die Pläne Österreich-Ungarns genau gekannt hätten, und daß man es mit einem zwischen uns und dem Wiener Kabinett abgekarteten Spiel zu tun habe. Ich erwiderte, durch die Ausfälle des Ministers ebenfalls gereizt, ich hätte ihm vor mehreren Tagen auf das bestimmteste erklärt, daß wir den österreichischen Konflikt als eine ausschließlich die beiden beteiligten Staaten angehende Angelegenheit betrachteten und weder von der an Serbien gerichteten Note noch von den weiteren Plänen Österreich-Ungarns Kenntnis gehabt hätten. Ich müßte mir auf das entschiedenste verbitten, daß dieser Erklärung gegenüber, die ich im Namen meiner Regierung abgegeben hätte, Zweifel geäußert würden.

Ich stand bei diesen Worten auf und brach die Unterhaltung ab, indem ich bemerkte, daß mir, wenn Sazonow einen solchen Ton anschlage, wie er sich eben erlaubt habe, eine Fortsetzung unserer Unterhaltung zwecklos erscheine.

In die Hofschäft zurückgekehrt, fand ich bereits eine telefonische Aufforderung Sazonows vor, sofort zu ihm in das Ministerium zu kommen; dort empfing mich der Minister, indem er mir um den Hals fiel und mich um Entschuldigung bat, daß er sich zu heftigen Worten hatte hinreißen lassen. Ich erklärte darauf, daß ich den Zwischenfall für erledigt ansehe und auch meiner Regierung nicht darüber berichten würde.

Herr Sazonow wies dann auf den großen Ernst der Lage hin, die es dringend notwendig mache, daß wir den Faden unserer Besprechungen nicht abreißen ließen. Er versuchte unter Hinweis auf die einzelnen Punkte, in welchen die serbische Regierung sich bereit erklärte, die österreichischen Wünsche zu befriedigen, mich davon zu überzeugen, daß die serbische Antwortnote tatsächlich alles enthalte, was Österreich-Ungarn billigerweise verlangen könne. Erklärte sich Österreich-Ungarn für nicht befriedigt, so beweise dies, daß es den Krieg unter allen Umständen wolle. Der Minister kam mit großer Dringlichkeit auf seine Bitte zurück, ich möchte bei meiner Regierung dahin wirken, daß sie sich an einer Vermittlungsbotschaft beteilige. Er wies dabei auch auf die von Sir Edward Grey vorgegeschlagene Konversation zu Vieren hin. Ich entgegnete, es sei mir nicht bekannt, wie meine Regierung über diesen Grey'schen Vorschlag denke. Was aber die von Herrn Sazonow befürwortete Vermittlungsbotschaft betreffe, so hätte ich hierüber bereits nach Berlin berichtet. Eine nochmalige Diskussion über die einzelnen Punkte der Note lehnte ich freundlich ab und erinnerte wieder an unseren Standpunkt, daß wir den Streit über die Note als eine rein austro-serbische Angelegenheit anseihen.

Ferner machte ich, da ich in den dem Ministerium des Äußeren nahestehenden Zeitungen die Tendenz wahrgenommen hatte, zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn Mißtrauen zu säen, den Minister darauf aufmerksam, daß solche Manöver keine Aussicht auf Erfolg hätten und nicht geeignet wären, die Sache des Friedens zu fördern. Ich erwähnte dann die mir neuerdings zugegangenen Nachrichten über weitere russi-

sche militärische Maßregeln, die zweifellos einer Mobilmachung gleichkämen und weit über das hinausgingen, was der Kriegsminister unserem Militärattaché zugegeben hätte. Ich bemerkte schließlich, ich müßte nach dem von General Suchomlinow dem Major von Eggeling gegebenen Ehrenwort annehmen, daß die untergeordneten militärischen Stellen in ihren Anordnungen weitergingen, als man in Petersburg wisse und wünsche. Jedenfalls wollte ich von neuem mit dem allergrößten Ernst vor solchen

Ministerpräsident Göring in Halle.

Treuebekenntnis zum Führer.

× Halle a. d. Saale, 21. Juli.

Ministerpräsident Göring wurde heute in der festlich geschmückten Stadt Halle bei einem feierlichen Akt im Rathaus der Ehrenbürgerbrief überreicht. Dabei führte er auf eine Ansprache des Oberbürgermeisters folgenden aus:

Ich glaube, daß wir noch durchzittert sind von den Tagen der Vergangenheit, in denen die Staatsautorität in einer nicht zu übertreffenden Schnelle, aber auch mit dem letzten Einlaß, sie herzustellen, durchgeführt worden ist. Eine Verwaltung, die auf der Grundlage der Treue zum Führer und seiner Idee und auf dem Können beruht, und die verbunden ist mit der Tatkraft und Verantwortungsfreudigkeit, das ist eine Verwaltung zum Segen des Volkes, und nur wenn eine Verwaltung sich selbst sieht und zum Selbstzweck geworden ist, haben wir das Recht, sie als Bürokratismus zu verdammen und zu verfluchen. Wir dürfen aber nicht darüber vergessen, daß die Verwaltung an sich etwas Segensreiches ist, daß sie Normen schafft. Deshalb habe ich mein besonderes Augenmerk den Städten zugewandt. Die Städte sind in der Vergangenheit jenes fragwürdigen Systems der Schande und der Not, wahre Ausgeburt des marxischen Denkens geworden. Damit trugen sie bei zum Ruin des Volkes und des Staates. Es war deshalb notwendig, in den Gebilden der Städte jene liberalistische Periode des Marxismus auszurotten, denn der bildete ja die Brutstätte jener einigartigen Korruption, wie wir sie in den deutschen Städten leider an der Tagesordnung gesehen haben. Und dann war es notwendig, auch an die Spitze Männer zu stellen, die von Verantwortungsfreudigkeit und Pflichtbewußtsein durchdrungen waren, ihnen dann auch die Möglichkeit zu geben, unbehindert durch Vertreter verschiedener gelagerter Interessen allein ihrer Aufgabe getreu schalten und walten zu können. Wenn später einmal die Geschichte dieser Zeit geschrieben wird, können Sie überzeugt sein, daß es auch dann noch Wissenschaftler geben wird, die die Idee und die schwere Verantwortung vollschreiben werden über das neue Verfassungsgeleß, das ich den Städten gegeben habe, und daß es auf einen Renner zu bringen. Ich wollte den Städten auch wieder das einzig gesunde Führerprinzip schaffen, das großartig zu arbeiten vermag, und darum stellte ich an die Spitze der Städte mit außerordentlicher Vollmacht den Oberbürgermeister, daß er nun wirklich ein Führer seiner Stadt sein soll und nicht mehr ein blindes und willkürliches Werkzeug der Verschiedenheit der Parteien. Mit fester und fähiger Hand hat jetzt das Stadtoberhaupt die Geschichte der Bevölkerung zu führen. Die Maßnahmen müssen einzig und allein darin gipfeln, die höchsten Glücksmöglichkeiten für die Einzelnen und die Allgemeinheit vorzubereiten und zu schaffen. Das Gemeindeverfassungsgeleß und das Gemeindefinanzgeleß haben große Verantwortung auf die Schultern der Führer, und als Bürgermeister der Städte können Sie beweisen, daß das Geleß richtig ist, oder ob hier das Führerprinzip zum Fluch werden kann. Denn dort wird es zum höchsten Segen, wo wahrhafte Führer die Fäden der Geschichte in ihrer Hand festhalten. Es kann aber auch zum Fluch werden dort, wo Unverständnis, Ehrgeiz und Treulosigkeit und Egoismus herrschen und schließlich in der anvertrauten Bevölkerung als Objekt schmerzlicher Handlungen gesehen wird anstatt als Objekt allen Führers und allen Denkens. Ich sehe aber zu meiner großen Freude und zu meinem Stolz, daß fast überall die Dinge so verstanden werden, wie sie von mir gemeint waren, und daß wir in der Auswahl der Oberhäupter der Städte richtige Wege gegangen sind.

Der Ministerpräsident schloß mit einem feurigen Treuebekenntnis zum Führer: „Wir alle sind nur ein Teil von ihm. Getragen von seinem Bekenntnis, sind wir alles, verlassen von seinem Vertrauen sind wir nichts.“

Danach begab sich der Ministerpräsident nach dem Thingplatz und hielt dort an eine vom Deutschen Nachrichtenbüro auf 300 000 Menschen geschätzte Menge eine Ansprache, in der er u. a. sagte:

Finstere Nacht lag in den vergangenen Jahren über unserem Volke, eine Nacht, in der das Ge-

schick warnen und darauf aufmerksam machen, daß, wenn Rußland mit seinen Rüstungen weiter fortfahre, dies notwendig zum Kriege führen müsse.

Am Abend des 28. Juli erhielt ich vom Reichskanzler ein Telegramm, in dem ich beauftragt wurde, Herrn Sazonow für seine vom versöhnlichen Geiste zeugende Mitteilung vom vorhergehenden Tage zu danken und der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß die Erklärung Österreich-Ungarns betreffend sein territoriales Desinteressement, genügen würde, um als Basis für weitere Verständigung zu dienen. In der Nacht zum 29. Juli traf dann ein weiteres Telegramm mit der Mitteilung des Reichskanzlers ein, daß die deutsche Regierung fortgesetzt bemüht sei, das Wiener Kabinett zu einer offenen Aussprache mit der Petersburger Regierung zu veranlassen, mit dem Ziel, den Zweck und den Umfang des österreichischen Vorgehens in unanfechtbarer und hoffentlich Rußland befriedigender Weise klarzulegen. Die inzwischen erfolgte Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien ändere hieran nichts.

(Fortsetzung folgt.)

würm der politischen Parteien hervor, um an des deutschen Volkes Ehre zu nagen. In dieser Finsternis gab es nur einen Mann, der auch dann nicht verzagte, als alle anderen feige zu werden drohten. Dieser Mann entzündete die Fackel des neuen Glaubens an Deutschland, und als Millionen von dieser Fackel angezündet wurden, da wurde es heller Tag in Deutschland, und die Sonne neuen Lebens leuchtete über den deutschen Gauen. Es ist das furchtbare Verbrechen, wenn es jemand zu unternehmen wagt, an dem Wert dieses Mannes zu rütteln; wenn jemand Verrat übt und damit Deutschland in die Gefahr bringt, wieder in Nacht und Finsternis zu stürzen. Vergleiche hat, was, daß dem deutschen Volke dieses Licht weiter strahle. Wenn jemand die heilige Flamme des deutschen Lichtes auslöschen droht, dann schwingt der Führer das Schwert, wird fähig, dann schlägt er zu. Das deutsche Volk hat selbst erkannt, daß sein Schicksal in treuer Hüt liegt. Es weiß, der Führer wacht bei Tag und Nacht über sein Volk. Für ihn heißt das oberste Geleß: Gerechtigkeit! Und wer am Volk lügend, der muß dieses schwerste aller Verbrechen mit dem Tod sühnen, gleichgültig, wer er ist. Nicht mehr der Kleine, der Große wird jetzt gehandelt. Das waren fürwahr bittere Tage, als immer deutlicher klar wurde, daß hier Verrat von geradezu gigantischem Ausmaß begangen wurde, ein Verrat, der ein dreifacher war: Verrat am Führer, der selbst die lebendige Verkörperung der Treue ist, Verrat am deutschen Volk und letzten Endes auch die schamlose Treulosigkeit gegenüber dem anvertrauten SA-Mann, gegenüber dieser vorbildlich treuen Gefolgschaft. Das war das doppelte Schandgeleß. Damit wurden die Verräter zu Verbrechern an der SA selbst und an den treuen SA-Männern. Klar hat jeder daraus erkannt, wohin es führt, wenn Männer auf Grund der Macht ihrer Stellung nicht nach dem Führer schauen und so vernunftlos sind zu glauben, sie hätten diese Stellung aus sich selbst heraus errungen. Ob SA-Mann oder Ministerpräsident, alles sind wir nur vom Führer und durch den Führer! Unerschütterlich ist nur eins: Ob der Führer Vertrauen zu uns hat. Sein Vertrauen macht uns zum mächtigsten Mann, ent-

84 Millionen für Arbeitsbeschaffung im Preußenetat.

Ndz Berlin, 21. Juli.

Eine sehr wesentliche Unterstützung des Arbeitsbeschaffungsprogramms der Reichsregierung bilden, wie die Wandelhalle meldet, die insgesamt 83 891 080 RM, die für Bauten und Beschaffungen im preußischen Staatshaushalt für 1934 eingelegt worden sind.

Allein im Haushalt der landwirtschaftlichen Verwaltung befinden sich rund 29,6 Millionen, von denen u. a. entfallen 6 Millionen als Zuschüsse für die landwirtschaftliche Siedlung, 4,2 Millionen als Beihilfe für Meliorationen, 7,6 Millionen auf die Förderung der Arbeitsbeschaffung durch staatseigene Wasserbauten und weitere Millionenbeträge für regionale Zwecke. Von den letzteren Ausgaben seien hervorgehoben 4,4 Millionen zur Entwässerung, Kultivierung und Schaffung von Siedlungsland bei den rechts- und linkselbischen Mooren und 2,4 Millionen für den Bau der Saale-Talperle. Im Haushalt der Domänenverwaltung befinden sich 6,4 Millionen für Bauarbeiten und Bodenverbesserungen, im Haushalt der Güterverwaltung 143 250 RM für die gleichen Zwecke.

Schleicher war niemals Mitglied des Stahlhelm.

Ndz Berlin, 21. Juli.

Gegenüber Gerüchten, wonach General von Schleicher Mitglied des Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten, ge-

zum 25. Todestag Dethlefs von Liliencrons.



Am 22. Juli fährt sich zum 25. Male der Tag, an dem der deutsche Dichter Dethlefs von Liliencron in Ulm starb. Liliencrons Werke und Dichtungen haben noch heute nichts von ihrer Lebendigkeit eingebüßt und hatten seinerzeit einen entscheidenden Einfluß auf die deutsche Dichtung überhaupt und insbesondere auf die Werke seines Freundes Richard Dehmel.

zieht er es uns aber, so stürzen wir im gleichen Augenblick in Nacht und Vergessenheit zurück. Denn Adolf Hitler ist Deutschland! Jeder Tag, jede Nacht bringt für ihn Sorgen und schwerste Arbeit. Er kennt nur den einen Gedanken: Wie nütze ich meinem Volk? Wer, wie ich, den Führer seit Jahren im Kampfe begleiten durfte und mit ihm die schwersten, aber auch die schönsten Stunden miterlebt hat, wer mit anheben durfte, wie der Führer keine Nacht ruhte in der Sorge um das Wohlergehen des Volkes, der weiß, was Adolf Hitler durchgemacht. Und doch, immer wieder ist der Führer der stärkste. Darum liebt das Volk ihn auch, weil es weiß: Hier steht ein Führer, gerecht und unsagbar gut, aber auch eisenhart. Darum vertraut ihm das Volk. Dieses Vertrauen ist das feste Band, das Deutschland zusammenhält. Jeder weiß: Der Führer schafft Großes aus der Größe seines Herzens und der Leidenschaft seines Willens und der Güte seiner Seele. Das Vertrauen allein ist die Basis, auf der wir leben. Wagt einer, daran zu rütteln, begeht er dieses Verbrechen niedrigeren Verrates, dann muß er ausgelöscht werden, dann hat er aufgehört, ein Deutscher zu sein. Die Größe des Vaterlandes, das Glück des Volkes, das sind die festen Säulen, auf denen Adolf Hitler baut, und darum sind wir unsern Führer verbunden.

Die Rede endete mit einem dreifachen Siegesruf auf den Führer. Bei den letzten Worten des Ministerpräsidenten flammten von den Bergen Feuer auf. Nach dem Gesang des Horst-Wessel- und des Deutschland-Liedes schloß die nächtliche Feierstunde noch lange in den Herzen der Abmarschierenden nach.

Den Schluß der Kundgebung in Halle bildete ein Fackelzug der SA und SS sowie der übrigen Organisationen der Partei vor dem Ministerpräsidenten.

wesen sei, ist, laut Ndz, der Frontkämpfer-Broschendienst ermächtigt, zu erklären, daß Schleicher weder jemals Mitglied des Stahlhelm war, noch zum Bunde irgendwelche Beziehungen unterhalten habe. Der Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten, habe vielmehr stets in starkem Gegensatz zur Politik und zur Person des Generals von Schleicher gestanden.

Explosion in einer französischen Dynamitfabrik.

(1) Paris, 20. Juli.

Am Freitag früh gegen 3 Uhr erfolgte in der Dynamitfabrik Paulilles bei Font Venres eine Explosion. Das Fabrikgebäude, in dem Nitroglycerin hergestellt wird, flog in die Luft. Zwei Arbeiter wurden getötet, ein Arbeiter verletzt. Es entstand ein Brand, der von der Feuerwehr bald eingedämmt werden konnte. Der Sachschaden ist sehr groß.

Ueber das Explosionsunglück berichtet Haas aus Perpignan: Die Explosion ereignete sich in der Nitroglycerin-Abteilung des Werkes, während vier Arbeiter dort beschäftigt waren. Sie bemerkten, daß die erwartete normale Reaktion der Salpetersäure und des Glycerins ausblieb und schließlich in einen der vorgezeichneten Sachunterstände. In diesem Augenblick ereignete sich eine ungeheure Explosion, und zwei der Arbeiter wurden buchstäblich zerissen. Die aus Holz erbaute Werkstatt wurde ein Raub der Flammen. Die Explosion war so heftig, daß die Fenster in den umliegenden Dörfern plagten und man den Knall der Explosion bis nach Perpignan hörte.

Neues in Kürze.

Reichspräsident von Hindenburg empfing am Donnerstag den Reichsminister des Äußeren, Freiherrn von Neurath, zum Vortrag, der sich im Flugzeug nach Marienburg und von dort im Kraftwagen nach Neudorf begeben hatte.

Reichskanzler Adolf Hitler hat dem Herzog Edward von Sachsen-Koburg und-Gotha in einem Telegramm herzliche Glück- und Segenswünsche zur Vollendung des 50. Lebensjahres überreicht.

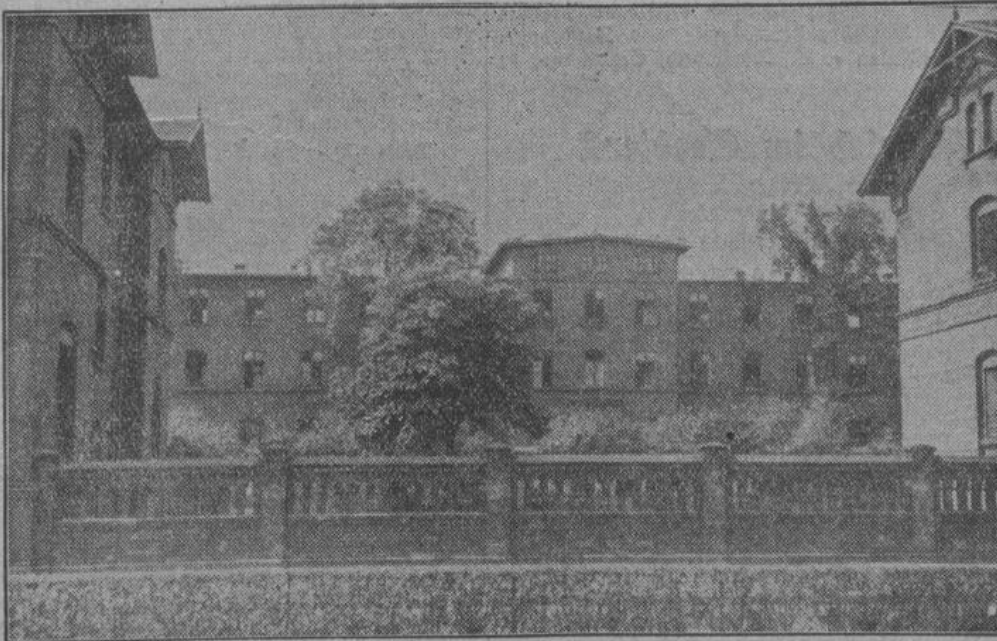
Ministerpräsident MacDonald traf am Donnerstag in Begleitung seiner Tochter Isabel in Quebec (Kanada) ein.

Das siamesische Königspaar besuchte am Freitag von Heidelberg aus die landwirtschaftliche Versuchsanstalt Limburgerhof der F. G. Farbenindustrie, wobei es besonders darüber erriet war, hier logar in Siam beheimatete Pflanze zu finden.

Roman Davis, der als amerikanischer Vertreter an den Londoner Frottenvorbesprechungen teilgenommen hatte, hat am Freitagmorgen von Southampton aus die Rückreise nach den Vereinigten Staaten angetreten.

Wie aus Buenos Aires berichtet wird, bemüht sich Argentinien um die Beilegung des Chaco-Konfliktes. Es schlägt vor, daß die Vereinigten Staaten Brasilien und Argentinien auf einer nach Buenos Aires einberufenen Friedenskonferenz den Streit schlichten. Bolivien will auf diesen Vorschlag im Laufe dieser Woche antworten.

Das erste Verwahrungshaus für Volksschädlinge.



In Berlin wurde jetzt das erste Arbeits- und Verwahrungshaus in Deutschland eingerichtet. Hierhin kommen die asozialen Arbeitsfähigen, die auf Grund geistlicher Verjüngungen unter ständiger Bewachung gestellt werden müssen.

Unter den Indianern am Amazonas.

Gewaltig liegt die Republik Brasilien mit ihren Ländermassen auf dem südamerikanischen Kontinent, der größte der lateinamerikanischen Staaten. 3.900.000 Quadratkilometer umfaßt das riesige Gebiet, was einer Größe von fast ganz Europa gleicht. Der nördliche Teil Brasiliens wird gebildet durch das Flußbecken des Amazonas, des größten Stromes der Welt. Zwei Millionen Quadratkilometer umfaßt es. Der Fluß ist durchschnittlich 5 Kilometer breit und fließt in südwestlicher Richtung. Dichte Urwälder bedecken weithin die Flußniederungen. Heppiger Pflanzenwuchs entwirrt dem fruchtbaren Boden. Dort, wo der Mensch das Land kultiviert hat, gedeiht alles, was er anbaut. Ein warmes und feuchtes Klima entspringt dem tropischen Charakter des Landes. In zwei Tagen von dreien regnet es, nicht den ganzen Tag, aber mit strengster Regelmäßigkeit zu gewissen Stunden, so daß die Bewohner jener Gegend nach dem Regen ihre Zeit bestimmen. Drei Ernten in einem Jahre sind für diese paradiesischen Gefilde etwas ganz Normales. In besonders guten Jahren erntet man in 13 Monaten auch viermal.

Das wirkt sich auf den Charakter der dort wohnenden Leute aus. So wie sie im Fluß die Fische schießen, die sich ohne ihr Zutun vermehren, oder auf der Jagd das scharfe Reh erbeuten, immer wenn sie Hunger haben, so meinen sie auch, müßte das Zuckerrohr und der Mais und der Weizen wachsen wie die Bananen, wild und ohne Arbeit. Gelehrig sind die Leute zwar, auch mit guten geistigen Fähigkeiten ausgestattet, aber träge, sehr träge und bequem. Der Abstammung nach kann man die Bewohner des Amazonasbeckens einteilen in Indianer, Neger, Mischlinge. Eine besondere Stellung nehmen die Luluaqueros ein, die der Stärke nach mit 13 Prozent vertreten sind und sich als Herren des Landes betrachten. Keine Indianer gibt es 10 Prozent, Neger 30 Prozent, Mischlinge (Mischlinge) 44 Prozent. Die Einwohnerzahl Brasiliens ist in den letzten 43 Jahren um 30 Millionen gestiegen. Die Gründe dafür sind zu suchen einmal in der starken Einwanderung, dann in der außerordentlichen Vermehrung der Einwohner. Familien von 18-20 Kindern sind keine Seltenheit.

Im Amazonasbecken befindet sich die Franziskaner-Mission Santa Rein. Sie hat den Rang einer Prälatur, und ihr Vorsteher Bahlmann unterrichtet in einem Vortrag im Akademischen Verein in Münster seine Zuhörer über das Leben in seiner Diözese. Zunächst gab er einen kurzen geschichtlichen Überblick über die ganze Missionierung des ganzen Landes, die bereits im 16. Jahrhundert begann und auch schon schöne Erfolge erzielte. Doch Schwierigkeiten ließen das neu erblühte Christentum zurückgehen, und als im Jahre 1889 durch die Ausrufung der brasilianischen Republik den Ordensleuten wieder freier Zutritt ins Land gewährt wurde, fanden sich nur noch wenige Reste vor. Im Jahre 1890 erhielt Bischof Bahlmann von seinen Ordensoberen den Auftrag, die Franziskanermission in Brasilien neu zu begründen. Er zog zunächst nach Santa Katharina wo er mit seinen Begleitern die Seelsorge der deutschen Auswanderer übernahm. Von dort ging es nach Bahia. Die Patres wurden brasilianische Bürger und übernahmen und retteten die alten Häuser. 500-600 meist fähige Franziskaner sind in den letzten 43 Jahren als Glaubensboten nach Brasilien gekommen. Heute gibt es in Brasilien einen Kardinal, 18 Erzbischöfe und 80 Bischöfe, wovon es nur 43 Jahren nur einen Erzbischof und 40 Bischöfe gab. Leider ist die Zahl der Bischöfe viel zu klein. Das hat seine Gründe erstens darin, daß in Brasilien Kirche und Staat vollkommen getrennt sind und die Priester durch freiwillige Spenden der Gläubigen unterhalten werden müssen. Zweitens sind die Bewohner des Landes, bedingt durch ihre Veranlagung, nicht gewillt, den entlohnungs- und arbeitsreichen Beruf eines Priesters auszuüben. So ist es zu erklären, wenn zwar viele in die Seminare eintreten, aber nur sehr wenige Priester werden.

In dem Missionsgebiet Bischof Bahlmanns, das mit seinen 700.000 Quadratkilometern so groß ist, wie Deutschland und Italien zusammen, gibt es 20 Priester, wovon 17 Franziskaner sind. Ordensschwägern betreiben Schulen, Waisenhäuser und Hospitäler. Namentlich der Süden der Prälatur ist bereits vollständig missioniert. Die besetzten Indianer führen ein außerordentlich erbauliches Leben und sind namentlich eifrige Sakramentenempfänger.

In beredten und abwechslungsreichen Worten schilderte der hochwürdige Redner dann das Land und das Klima seiner Mission, sowie Leben, Sitten und Gebräuche der Indianer. Einige besonders interessante Dinge seien hier wiedergegeben. Den Frauen wird als Kindern von 8-10 Jahren ein Strich über die Unterlippe sowohl als auch über die Oberlippe bis an die Ohren eintätowiert. Der Grund dafür ist, daß man sie bei den kühnen Frauenraubzügen feindseliger Indianerstämme auch nach Jahren als zum eigenen Stamm zugehörig wieder

ererkennen kann. Die Männer tätowieren sich das ganze Gesicht, um im Kampf furchtbar und grauenerregend auszuweisen und nennen sich voll Stolz Schwarze-Gesichter. Interessant ist folgender Gebrauch. Wenn die Frau ein Kind gebären will, so geht sie an den Strom in die Einlaßzeit. Nach erfolgter Geburt nimmt sie im Strome eine Wäsche vor und kehrt dann in ihre Hütte zurück, um dem Vater das Kind darzureichen. Dieser legt sich darauf 14 Tage in die Hängematte, um das Wochenbett zu absolvieren, während die Frau ihrer gewohnten Beschäftigung nachgehen muß. Wenn eine Frau Zwillinge gebiert, dann werden Mutter und Kinder getötet, weil man der Ansicht ist, hier hätte der böse Geist seine Hand im Spiel. Natürlich sind solche teils grausamen Gebräuche durch den Einfluß der Missionare im Absterben begriffen. Die Indianer leben zumeist vom Fischfang und von der Jagd. Sie jagen mit Pfeil und Bogen, Glasrohren, und auch mit Feuerwaffen. Gift spielt dabei eine besondere Rolle. Sie tauchen die Spitzen

Drei Aufrufe zum „Tag des deutschen Volkstums“.

Δ Münster, 21. Juli.

Zu dem „Tag des deutschen Volkstums“, der in Münster vom VDM. veranstaltet und in großem Rahmen abgehalten wird, haben der Oberpräsident, der Landeshauptmann und der Bürgermeister der Stadt Münster beachtenswerte Aufrufe erlassen: Oberpräsident Ferdinand Frhr. v. Münchheim hebt dabei hervor, das Bewußtsein, daß deutsches Volkstum weit über die politischen Grenzen des Deutschen Reiches hinausreicht, in unserem Volke lebendig und gegenwärtig zu halten, sei eine der wichtigsten nationalen Pflichten unserer Generation. Er schließt: „Dank dem VDM., dessen rege und treue Arbeit gerade der deutschen Jugend die Weite des deutschen Volkstums immer wieder vor Augen stellt.“

Landeshauptmann Kolbow betont in seinem Aufrufe, daß, so wie die fern der Heimat lebenden Deutschen in ihrer Treue zu dem Führer Adolf Hitler und dem Deutschen Reich stehen, auch die deutschen Volksgenossen innerhalb der Grenzen unseres Reiches immer in Treue derer gedenken müssen, die das Schicksal aus der deutschen Heimat geführt habe. Sie müssen jede Gelegenheit wahrnehmen, die Verbundenheit mit den Auslandsdeutschen zu betonen.

Oberbürgermeister Silberbrand schließt sich dem an und gibt seiner Freude Ausdruck, daß aus allen Teilen des Münsterlandes und weit darüber hinaus am Tage des deutschen Volkstums die Jugend in den Mauern der alten Hansestadt Münster begrüßt werden kann. Dabei doch das Münsterland Jahrhunderte hindurch nicht die Schlechtesten seiner Söhne hinausgeschickt in den Baltischen Ozean und weit hinüber über das Meer. Wäre unsere Jugend diesen Heldengeist vergangener Jahrhunderte ewig in sich fühlen.

Achter Allgemeiner Deutscher Schuhmachertag in Münster.

In den Tagen vom 28. bis 30. Juli findet in Münster der 8. Allgemeine Schuhmachertag, die Reichsverbandstagung des deutschen Schuhmacherverwerks, statt.

Die Tagesordnung ist nunmehr durch den geschäftsführenden Vorstand des Reichsverbandes und die beiden Reichsgruppenführer endgültig festgelegt worden. Am 28. Juli nachmittags findet eine gemeinsame Sitzung des Reichsverbandesvorstandes, des Rates und der sieben Ausschüsse beider Fachgruppen, sowie eine Sitzung der Verlagsgenossenschaft statt. Am 29. Juli ist nach vorheriger Gottesdienste beider Konfessionen um 11 Uhr in der Stadthalle Münster die öffentliche Kundgebung des deutschen Schuhmacherverwerks angelegt. Nach Eröffnungsworten des Reichsverbandesvorsitzenden, Ehrenmeisters des deutschen Schuhmacherverwerks Stoffer (Hannover), und Ansprachen der Gäste wird der Generalsekretär des Reichsverbandes des deutschen Handwerks, Dr. Schild (Berlin), einen Vortrag über „Die Aufgaben des deutschen Handwerks in der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft“ halten.

Am Nachmittag finden die Vertretertagungen der Landesverbände, Fachgruppen und Genossenschaften im Saale des Rathauses zu Münster statt. Auf dem von der Schuhmachervernunft Münster am Abend im großen Saale der Stadthalle veranstalteten Festabend wird das eigens für diesen Zweck geschriebene Weisheitspiel „Das Gießelstein“ aufgeführt. In dieser Aufführung wirken insgesamt 230 Personen mit. — Am Montag wird der Verbandstag mit einigen Fachgruppenitzungen, sowie mit der

Auch hier lohnt es sich, auf gut geeigneten Wanderwegen oder mit dem Fahrrad die weite Ebene zu durchstreifen.

Nicht zu vergessen ist das Wiehengebirge, das nördlichste Gebirge Deutschlands. Es bildet eine über 100 Kilometer lange Brücke zwischen Ems und Weser und bietet eine Landschaft von besonderer Prägung und Eigenart. Die hübschen Täler und sanften Höhen wechseln in bunter Folge miteinander ab. Zahlreiche Wasserburgen und Kulturstätten, Bäder und Kurorte machen das Wiehengebirge zu einem immer gern besuchten Reiseziel.

Auch die Weserlandschaft bietet eine Fülle des Schönen, insbesondere dann, wenn man vom Kaiser-Denkmal auf dem Westfensberge an der Porta Westfalica umhauert, rundum die Dörfer und Städte Münsterlandes mit ihrem Dächerrot in weitem Grün. Leuchten zieht die Weser aus ihren Bergwäldern in die ruhende nach Norden gebogene Tiefebene und noch in verblühender Ferne sehen wir den Glanz ihres Spiegels.

Über alle diese Gebiete sind ausführliche Werbeschriften mit Unterfunktionsreisen erschienen, die bei allen Reise- und Verkehrsbüros, sowie vom Landesverkehrsverband Westfalen e. V., Dortmund, Stadthaus, zu erhalten sind.

Hochbetrieb im Seediens Ostpreußen.

4 Fahrten wöchentlich ab Travemünde und Swinemünde.

Der Hochbetrieb im Seediens Ostpreußen beginnt am 29. Juni mit der Aufnahme der Frühlingsfahrten von Travemünde. Reisende aus Nord- und Westdeutschland haben von jetzt ab durch günstigere Lage der Anlaufplätze (ab Hamburg 6,38, ab Travemünde 8,03) und durch beschleunigte Fahrt des Seediensschiffs (ab Travemünde 8,20, durch Swinemünde Dienstags und Freitags 19,05 und 19,20) eine ganze Nacht durch-Einfaß des Dampfers „Kaiser“ als 3. Schiff wird ferner die Möglichkeit des unmittelbaren Besuchs von Warmmünde und Bins von Hamburg und Lübeck aus geschaffen. Abfahrten nach dem Osten sind, im Juli und August beginnend, mit dem 1. Juli Sonntags (Dampfer „Kaiser“), Dienstags (Seediensschiff), Mittwochs (Dampfer „Kaiser“) und Freitags (Seediensschiff). Die Seediensschiffe fahren nach Zoppot über Swinemünde, Dampfer „Kaiser“ über Warmmünde und Bins. Von Swinemünde finden auch 4 Ausfahrten wöchentlich mit Seediensschiff statt: Montags, Dienstags, Freitags und Samstags. Die Schiffe Montags und Sam-

der Weile in den milchigen Saft einer Giftpflanze. Das Gift hat eine in kürzester Zeit lähmende Wirkung. Kein Tier ist so groß, daß es sich dieser Wirkung entziehen könnte. Auch die Fische werden gelähmt. Seit früherer Kindheit liebt sich der Indianer in der Handhabung von Pfeil und Bogen. Wertwürdigkeiten in Felle gibt es auch in der Tierwelt dieser Gegend. Da ist an erster Stelle zu nennen die große Boa, die 12 Meter lang wird und imstande ist, ein 5-6 Meter langes Krokodil zu verschlingen, nachdem sie das Krokodil einer solchen Kieselkugel durch die mürbe Umklammerung ihres muskulösen Leibes zerbrochen hat. Vielen dürfte es unbekannt sein, daß der Tiger, der als schwarzer und gefleckter Tiger in großer Anzahl in den Urwäldern haust, ebenfalls imstande ist, Tiere durch seinen Blick zu hypnotisieren. An Fischen gibt es zwei sehr eigentümliche Arten, die etwa 20 cm langen Piranien, die mit ihrem scharfen, sägartigen Gebiß ein ganzes Krokodil in Sekundenbruchteilen fressen können, und den elektrischen Fisch, dessen Schlag selbst große Lebewesen auf die Dauer von mehreren Minuten lähmt.

So erzählt der Bischof noch manches, was uns Europäern sonderbar anmutet.

Generalversammlung der Reichsleistungsgesellschaft des deutschen Schuhmacherverwerks.

In ihrem Aufruf zur Teilnahme an den Veranstaltungen in Münster weist die Reichsleistungsgesellschaft darauf hin, daß der Besuch der Vertreterversammlung zwingende Pflicht ist. Sie erwartet, daß der Besuch deutlich erkennen läßt, daß das deutsche Schuhmacherverwerk dem politischen und wirtschaftlichen Geschehen unserer Tage ganz besonders großes Interesse entgegenbringt.

Diözese Münster und das „Wert der hl. Kindheit“.

Δ Münster, 21. Juli.

Es ist ein erfreulicher Beweis für die Opferfreudigkeit der Kinder der Diözese Münster, daß das Generalsekretariat des päpstlichen Werkes der hl. Kindheit in Deutschland (Kindheitsverein und Schenkungsgesellschaft) in der letzten herausgegebenen Uebersicht über das letzte abgeschlossene Halbjahr (1. März 1933 bis 1. März 1934), eine gute Gesamteinnahme aus den Vereinskassen sowie auch den Beiträgen für Seidenfäden und Diaporafilm feststellen kann. Dabei wird ausdrücklich betont, daß die infolge der wirtschaftlichen Notlage eingetretene Minderung der Einnahmen gegen das Vorjahr verhältnismäßig gering ist. Das Generalsekretariat erkennt an: „Ein solches Ergebnis war nur möglich, weil Geistlichkeit und Lehrerschaft, Kinder und Eltern opferwillig für dieses Werk tätig waren.“

Die Gesamteinnahmen in der Diözese Münster werden festgesetzt auf 100.871,18 Mk. Sie verteilen sich auf die 25 Dekanate des Regierungsbezirks Münster, die 14 Dekanate des niederrheinischen und die 5 Dekanate des obdunkeligen Teiles der Diözese Münster. An der Spitze der Dekanate des Regierungsbezirks Münster steht das Dekanat der Stadt Münster mit 5230,08 Mk., dann folgt Coesfeld mit 4264,29 Mk. und weiter der Höhe der Dekanate nach in diesem Teile der Diözese die Dekanate Bielefeld mit 4129,67 Mk., Bielefeld mit 4111,16 Mk., Bielefeld mit 3656,75 Mk., Telgte mit 3563,31 Mk., Haus mit 3125,32 Mk., Reddinghausen mit 3034,07 Mk., Warendorf mit 3033,64 Mk., Dülmen mit 2997,01 Mk., Rheine mit 2963,16 Mk., Datteln mit 2863,04 Mk., Aalen mit 2551,71 Mk., Dorsten mit 2204,64 Mk., Breda mit 2077,65 Mk., Werne mit 1898,46 Mk., Grede mit 1875,35 Mk., Buer mit 1827,15 Mk., Bielefeld mit 1733,10 Mk., Rottum mit 1217,66 Mk., Serden mit 1060,58 Mk., Gladbeck mit 967,50 Mk. und zum Schluß Bottrop mit 776,74 Mk.

In dem rheinischen Teile der Diözese Münster steht nach den 14 Dekanaten an der Spitze Geldern mit 3314,50 Mk., dann folgen Dinklage mit 2580,69 Mk., Biers mit 2564,98 Mk., Duisburg mit 2547,93 Mk., Cleve mit 2544,30 Mk., weiter Emmerich mit 2325,75 Mk., Rees mit 2226,50 Mk., Xanten mit 1543,99 Mk., Rees mit 1396,55 Mk., Hamborn mit 1230,25 Mk., Sterkrade mit 972,18 Mk., Rheine mit 959,81 Mk., Cälar mit 602,35 Mk. und schließlich das Dekanat Dinslaken mit 407,40 Mk.

Die höchsten Einnahmen in dem obdunkeligen Teile der Diözese Münster hatte das Dekanat Cloppenburg mit 1965,41 Mk., nach ihm folgen Bock mit 1509,68 Mk., Damme mit 1382,50 Mk., Friesland mit 820,45 Mk. und endlich Oldenburg mit 419,60 Mk.

Außer diesen Summen lieferte die Laumannsche Buchhandlung in Dülmen noch 1722,30 Mk., einen Betrag, der in der Gesamtsumme von 100.871,18 Mk. enthalten ist.

tags, deren Reise erst in Swinemünde beginnt, fahren wie üblich um 18.30 Uhr, die von Travemünde kommenden Seediensschiffe Dienstags und Freitags erst 19.20 Uhr. Die Ankunftszeiten in Zoppot sind für alle Schiffe gleichmäßig 8.10 Uhr. Zwischen Zoppot und Villau bestehen bei diesem Fahrplan sechs Verbindungen in der Woche. An den meisten Tagen kann man in einem Zuge hin- und zurückfahren. Nach Memel wird ebenfalls die Fahrt vom Dienstag, den 26. Juni (ab Travemünde nach 23.30 Uhr) durchgeführt. Ankunft in Memel Donnerstag, den 28. Juni, 19.10 Uhr. Am Juli und August finden die Fahrten nach Memel stets ab Travemünde und Swinemünde Dienstags, an Memel nach Mittwochs, statt. Der stauische Bäderfahrplan wird an Bord der Schiffe erteilt.

Westwärts fahren die Seediensschiffe von Villau und Zoppot nach Swinemünde: Sonntags, Mittwochs, Donnerstags (Dampfer „Kaiser“, der den Anschluß an die Fahrt des Seediensschiffs Donnerstag früh von Memel herstellt), Freitags und Samstags erst um 12.40 von Villau, 16.20 von Zoppot. Außerdem fährt Dampfer „Kaiser“ Montags von Zoppot und Villau ohne Anlaufen von Swinemünde nach Bins und Warmmünde, Freitags, wenn Dampfer „Kaiser“ Swinemünde anläuft, läuft er nicht Bins, sondern nur Warmmünde an. Verbindung von Swinemünde nach Travemünde besteht Sonntags, Donnerstags und Freitags.

Diese häufigeren Verbindungen, von denen ein großer Teil noch bis zum 18. September bestehen bleibt, um den bunten ostpreussischen Herbst für den Reiseverkehr in Aufnahme zu bringen, werden in besonderer Weise die Möglichkeit dazu geben, die günstigen Tarifbestimmungen des Seediens Ostpreußen (Urlaubsarten, Bahntarif, Gesellschaftsreise, Jugendpflegertarif und andere) sowie eine große Zahl von Wochenendverbindungen auszunutzen.

Der stark ermäßigte 100-Mann-Tarif gilt ostwärts noch bis zum ersten Reiseantritt am 30. Juni, westwärts bis zum ersten Reiseantritt am 22. Juni. Der Rückfahrzeitpunkt ist binnen der Geltungsdauer von 2 Monaten beliebig. Am 20. August ostwärts und am 24. August westwärts tritt der 100-Mann-Tarif wieder in Kraft, um dem Osten im Herbst mehr Besuch zu zuführen. Für den Herbstverkehr ist auch der ebenso stark ermäßigte Dampferfahrplan nach dem der Königsberger Dampfer (Einreise zwischen 12. und 21. August, Rückreise zwischen 21. August und 30. Oktober) verwendbar.

Der Seediens Ostpreußen geht mit großen Leistungen — allein 55 s. L. stark beschleunigte Fahrten während Juli/August — an die Arbeit für den Aufbau des Reiseverkehrs im Osten heran. Möge das deutsche Volk den Ruf des Ostens hören!

Münsterischer Marktbericht.

Δ Münster, 21. Juli.

Der Wochenendmarkt erreichte sich eines lebhaften Aufschwungs. Der Zutrieb auf dem Butter- und Gemüsemarkt war besonders stark. Reich beschickt war der Gemüsmarkt. Auf dem Buttermarkt wurden gefordert für Landbutter 1,25 und 1,30, Mollereibutter 1,35, 1,40 und 1,45 für Landbutter 8, Enteneier 8, Gänseier 20, für die handverarbeiteten Eier A 1, A 2, B 8, C 8, D 7 und S 10. Der Gemüsmarkt zeigte folgende Preise: Salat 10 und 2 Stück 25, Johannisbeeren 10 in Bündeln, pfundweise 20, Rhabarber 5, Wurzel 10, Rottol 15, Wirsing 15 bis 20, Fischeböhnen 25-30, Waschbohnen 30, Die Bohnen 10, Spinat 25, Sellerie Bündel 20, Kohlrabi 10, Zwiebeln 15, Steckrüben in Bündeln 10, Schlangengurken 20-25, Erbsen 30-35, Blumenkohl 30-40. Für Obst bezahlte man wie folgt: Johannisbeeren 35, Tomaten 15-20, Kefel 25-40, Blaubeeren 40 und 45, Pfirsiche 40, Stachelbeeren 10-20, Gierpflaumen 25, 30 und 40, Preiselbeeren 35, Kirschen 40 und 45 und Birnen 20 bis 30 Pf. Auf dem Fleischmarkt stellte man folgende Preise: Schweinefleisch 70-85, Rindfleisch 70-90, Kalbfleisch 60-70, Hammelfleisch 70-80, Nieren 70, Kammern 80 und Schweinefleisch 80 Pf.

Δ Münster, 21. Juli. Zum Mitglied der Dienstleistungsämter ernannt. Wie wir von zuverlässiger Seite erfahren, hat der Reichspräsident den Amtsgerichtsrichter Dr. Bartels in Münster zum stellvertretenden Mitglied der Reichsdienstleistungsämter in Münster ernannt. Es handelt sich um die gewöhnlich als Dienstleistungsämter bezeichnete Stelle, die unter dem Vorsitz eines Präsidenten v. Gieseler — zusammentritt und sich aus zwei Richtern wie auch aus zwei Vertretern derjenigen Behörde zusammensetzt, zu der der betreffende Beamte gehört, also etwa der Reichsbahn, Reichspost usw.

Δ Münster, 20. Juli. Beim Saulieren gekollert. Mit dem Aufruf des Namens Erich Si. begann ein Strafprozeß gegen einen Saulierer, der in den Säulern der er lüchelt, steht, was ihm in die Hände fällt. Dandische, Herrenrühr und Armabänder fanden man in Si. Tischen, als die Polizei ihn feststellte. In neun Monaten Gefängnis verließ Si. die Klagbank beim Schöffengericht in Münster.

Δ Münster, 21. Juli. Efiriedes Schluß. Efiriedes hatte eine schöne Stelle in Berlin. Sie genos das Vertrauen der Hausfrau und kannte daher alle Geheimnisse im Hause, und da Efiriedes Schluß auf ein paar schöne Tage in Hamburg abgestellt waren, hieß es, daß der Arbeitgeber den schönen Schluß aus der Kasse nahm ihren Freund an der Hand und fuhr mit ihm nach Hamburg, wo sie in wenigen Tagen den Erlös für die Schlußkette umsetzte. Dann wanderten die beiden Tag für Tag. Ihr Ziel war nun Düsseldorf, aber im Münsterland, in Rintelrode, wurden die beiden beim Schluß abgesetzt und nun standen sie vor dem Schöffengericht in Münster. Während Efiriedes Freund strafflos ausging, mußte Efiriedes für vier Monate ins Gefängnis.

+ Bockst, 21. Juli. Bahnhof Bockst kommt zu. Bockst, Essen. Die Hauptverwaltung der Reichsbahn-Gesellschaft hat mit Wirkung vom 1. Januar 1935 den Bahnhof Bockst wieder der Reichsbahndirektion unterstellt. Die gesamten wirtschaftlichen Beziehungen der Stadt Bockst die den Bahnverkehr ausüben, gehen zum Industriegebiet. Das kommt a. B. auch dadurch zum Ausdruck, daß die Stadt Bockst nicht der Handelskammer Münster, sondern der Handelskammer Duisburg-West zugeordnet ist. Auf der Strecke Bockst-Münster verkehren sechs Zugpaare auf der Strecke Bockst-West fünfzehn. Der Verkehr zur Provinzialhauptstadt Münster selbst ungenutzt durch die geringe Anzahl der Verbindungen, mehr noch aber durch die lange Fahrzeit. Man fährt mit dem Kraftwagen rund eine Stunde weniger als mit der Bahn. Der Volksmund hat den Jagen nach Münster die wenig schmeichelhafte Bezeichnung „Heidegegräbe“ gegeben.

+ Gronau, 21. Juli. Das Moor brennt weiter. Gestern nachmittag wurde innerhalb weniger Tage die Gronauer Feuerwehr zum dritten Male zur Bekämpfung des Moors und Seidebrandes alarmiert. Hatte man noch vor wenigen Tagen gehofft, den Seidebrand reißlos eingedämmt und an seiner Ausbreitung gehindert zu haben, so hatte der gestern vormittag aufkommende Wind doch hier und da noch unglücklich unter der Erde glimmende Brandherde wieder entzündet und das Feuer wieder weitergetrieben. An einigen Stellen war die Rauchentwicklung so stark, daß nur Wehrleute mit Gasmasken angelegt werden konnten. Gegen 11 Uhr abends konnte die unmittelbare Gefahr eines Ueberbringens des Feuers auf die angrenzenden Wälder als beseitigt angesehen werden. Die Nacht über blieb eine starke Wolkendecke.

+ Lembe, 21. Juli. Tödlicher Unglücksfall. Ein Anstreicher Otto Senfken aus Holftehausen hatte am Freitag in Lembe die Wände der Starkstromleitung zu streichen. Er war an einem dieser Masten hinaufgeklettert und hatte mit seiner Arbeit begonnen. Hierbei kam er der Starkstromleitung zu nahe und zog sich durch die Berührung sehr schwere Brandwunden zu. Der Unglückliche stürzte dann von dem Mast und schlug mit dem Kopf auf den Betonsockel am unteren Ende des Mastes auf. Er zog sich ein schweres Schädeltrauma zu und blieb bewusstlos liegen. Man brachte den tödlich Verletzten sofort zum Krankenhaus in Lembe, wo er bald darauf verstarb.

+ Donsbrück, 21. Juli. Wanderbursche im Kanal ertrunken. Baskanten beobachteten, wie unweit der Brücke zwischen Diersdappeln und Bockmte ein Wanderbursche mit seinen Kleidern in den Kanal sprang und dann bis zur Mitte schwamm. Dort ging der Mann unter, kam aber nochmals wieder hoch und schrie um Hilfe. Ein auf der Heide wandernder Bursche hörte sich sofort ins Wasser, konnte jedoch den Wanderer nicht mehr retten. Erst einige Zeit später vermochte man die Leiche zu bergen.



Dieses Plakat wird in ganz Deutschland für das Hilfswort „Mutter und Kind“

Turnen - Spiel - Sport.

Was es am Sonntag gibt.

Bereits der Sonntag steht im Zeichen der Deutschen Kampfsportspiele in Nürnberg, die als „kleine Olympia“ angesehen werden können. Die Kampfsportspiele, vom Reichssportführer seit seiner Tätigkeit gründlich vorbereitet, sollen auf der ganzen Linie Ausdruck deutschen Geistes und deutscher Einigkeit im Sportsleben sein. Die Wettbewerbe werden am Samstag vormittag mit dem Einzelsportartenwettbewerb über 240 km eröffnet und am Sonntag mit Festkämpfen, Radwettbewerben und vier Vorrundenspielen im Wasserball fortgesetzt.

Die deutschen Ruder-Meisterschaften, die auf dem Floßhafen von Mainz durchgeführt werden, weisen eine glänzende Beteiligung auf. An der 23. Meisterschaftsregatta nehmen 42 Boote mit 195 Ruderern teil, weitere 146 Boote mit 839 Ruderern starten in den Rahmenwettbewerben. Unter den Gemeldeten befindet sich alles, was im Regattabetrieb einen Namen hat.

Die deutschen Kanu-Langstreckenmeisterschaften werden auf dem Starnberger See durchgeführt. In Sorten bei Oslo kommen die nordischen Rudermeisterschaften unter Beteiligung norwegischer, dänischer, schwedischer und finnischer Ruderer zum Austrag. Im Rom werden die italienischen Titelkämpfe abgewickelt.

Die Leichtathleten sind wieder äußerst eifrig. Die amerikanischen Sportsleute, die bei ihren Starts in Hamburg, Köln und Düsseldorf einen hervorragenden Eindruck hinterließen, legen ihre deutsche Gastspielreise am Sonntag in Frankfurt fort. In Prag wird ein Länderkampf zwischen der Tschechoslowakei und Österreich durchgeführt, der auch bei uns Interesse finden wird. In Stockholm und Amsterdam kommen internationale Veranstaltungsgroßen Stils zur Abwicklung. Auch London wartet mit einem großen Sportfest auf. In Straßburg wird der traditionelle Leichtathletik-Repräsentativkampf Baden - Elsaß zum 7. Male durchgeführt.

Das Radport-Programm ist im Gegensatz zu den vorhergehenden Sonntagen nicht mehr umfangreich. Das Hauptinteresse findet nach wie vor die Tour de France, die mit den Etappen Aix-Lyon und Lyon-Tarbes fortgesetzt wird. Im Rahmen der Deutschen Kampfsportspiele kommt die Ruder-Vereinsmeisterschaft zum Austrag. Bahnrennen werden in Dortmund, Bochum, Paris und Brüssel durchgeführt.

Die 2000 km-Fahrt.

Die Organisation.

Baden-Baden, 20. Juli.

In diesem Jahre wird die oberste nationale Sportbehörde für die deutsche Kraftfahrt und der mit der Durchführung beauftragte DDAV alles daran setzen, den Tag der deutschen Kraftfahrt zu einem Ereignis werden zu lassen, das für 48 Stunden alles in seinen Bann zieht. Für die Organisation ist vorzüglich gesorgt. Die braune Mauer von weit über 100 000 SA-Männern wird am Samstag und Sonntag alles abriegeln, die Straßen werden an diesen Tagen der schnellen Meute der 1700 Fahrer geöffnet. Sie müssen frei sein, wenn Unglücksfälle vermieden werden sollen.

In 23 Großstädten werden Kilometerweit Riesenspektakel in Tätigkeit sein, sie werden das Publikum über alle Einzelheiten des Fahrerlaufes orientieren, es durch Musik zu unterhalten wissen. Dazwischen sollen Rundfunk-Reportagen eingeschaltet sein, die besonders in den frühen Morgenstunden und in der Nacht vom Samstag zum Sonntag alles auf dem Laufenden halten. Es wird ein großangelegtes, mitreißendes Fest werden, ein Fest, das von Millionen miterlebt werden soll.

Verlauf der Strecke. Man hat in diesem Jahr auf den schwierigen Eifelkurs von 1933 verzichtet und dafür das Ruhrgebiet mit seiner wertvollen Bevölkerung, das allerdings in der Nacht durchfahren wird, stärker bevorzugt. Auf 2240 km läuft die Strecke: Baden-Baden, Freiburg, Schaffhausen, Jöhberg, Tübingen, Donaueschingen, Tuttlingen, Ulm, Augsburg, München, Ingolstadt, Weidenburg, Nürnberg, Bamberg, Saalfeld, Jena, Jeli, Leipzig, Potsdam, Ansbach (Nordtor), Berlin-Nauen, Brandenburg, Magdeburg, Halberstadt, Braunschweig, Hannover, Bielefeld, Dortmund, Essen, Düsseldorf, Köln über die Ahrstraße nach Bonn, Siegburg, Eimburg, Cronenberg, Frankfurt, Heidelberg, Baden-Baden.

Die Städte München, Berlin und Dortmund sind die Zeitkontrollstellen, wo die Kontrollkarten abgecheckt werden. Hier sind auch die offiziellen Reisende, Tankstellen und Erfrischungsstellen hergerichtet.

Parade der 2000-km-Fahrer.

Zu einem feierlichen Akt gestaltete sich am Freitag nachmittag im Kurhausgarten zu Baden-Baden die imobilistische Flaggenhissung und der Führerappell vor Beginn der 2000-km-Fahrt. Vor den mächtigen Anlagen des Kurparks hatten in einem Rechteck sämtliche Kraftfahrer Aufstellung genommen. Den linken Flügel bildeten Motor-SA und -SS, daneben standen in schmaler weißer Uniform die Fahrer der Polizei, darunter Polizeigeneral Daluge und Obergruppenführer Dietrich. Das ganze Aufgebot hat ein herrliches Bild, das sich von dem jasthellenen Regenbogen des Ausganges bis zum jasthellenen Regenbogen des Ausganges erstreckte. Die ganze Aufgebot hat ein herrliches Bild, das sich von dem jasthellenen Regenbogen des Ausganges bis zum jasthellenen Regenbogen des Ausganges erstreckte. Die ganze Aufgebot hat ein herrliches Bild, das sich von dem jasthellenen Regenbogen des Ausganges bis zum jasthellenen Regenbogen des Ausganges erstreckte.

„Wir sehen den Polizeigeneral, den Reichswehr-offizier, den SA-Führer, den Direktor der Reichsautobahnen und verschiedene Betriebsführer in Reich und Glied angetreten. Wahrlich ein herrlicher Beweis, wie tief der Gedanke der Gemeinschaft den Kraftfahrersport heute belebt. Ich begrüße die Vertreter der neun Nationen, die ihre Rennwagen abgegeben haben, und heiße sie herzlich auf deutschem Boden willkommen. Die Angehörigen der Leibgarde der italienischen Regierung unter Führung von Major Gioia, die auf ausdrücklichen Wunsch von Ministerpräsident Mussolini erschienen sind, hier zu sehen, macht mir eine besondere Freude.“

Nach einer Darlegung der Bedeutung der Fahrt wies Hühnlein auch auf die 150 000 SA- und SS-Männer hin, die unbeirrt durch die letzten Ereignisse ihre Aufgabe für die Nation erfüllen werden. „Geht die Straße frei, der braune Wall steht“, schloß Hühnlein seine Rede, die großen Beifall auslöste.

683 Wagen und 1046 Motorräder.

Die Abnahme der Fahrzeuge zur 2000-km-Fahrt begann am Freitag in den frühen Morgenstunden und dauerte den ganzen Tag über an. Es war eine gewaltige Arbeit

Der Motorport steht im Zeichen der 2000-km-Fahrt durch Deutschland, die international ausgeschrieben ist. Weit über 1000 Meldungen gingen für den schweren Wettbewerb ein. Aus dem Ausland werden der Große Preis von Dippa und der Große Preis von Montenero gemeldet.

Die Reihe der Landesturnfeste wird mit einer Veranstaltung des Turngaues Nürnberg fortgesetzt, die sich über drei Tage erstreckt.

Die rührigen Amateurboxer des Gaues Niederrhein ruhen auch am kommenden Sonntag nicht. Es werden zahlreiche Klubkämpfe ausgetragen, so u. a. zwischen Tura Barmen und dem Kölner Post-SS sowie zwischen Pünching Neuz und einer Kombination der Faustkämpfer Elberfeld und des DSC Düsseldorf.

Im Pferdesport erreicht das zahlenmäßig außerordentlich gut besetzte Reitturnier in Verden seinen Höhepunkt in einem schweren Jagdspringen. Galopprennen werden in Hoppengarten (Lehndorff-Rennen), Düsseldorf, Bad Kreuznach, Doberan, Maisons-Lafitte und Clairfontaine durchgeführt.

Kampfsportregatta in Mainz.

Ermittlung der Endlaufteilnehmer im Achter und Doppelzweier.

Am Freitag nachmittag wurden die Endlaufteilnehmer im Achter und Doppelzweier im Mainzer Hafen ermittelt. Im Zwischenlauf des Achters mußte der Berliner AC alles auf sich herausgeben, um mit einer vierzigjährigen Ränge den Mainzer AC und die Giesener AC auf die Plätze zu verweisen. In einem äußerst schnellen Rennen gab es auf der ganzen Strecke einen erbitterten Kampf dieser fast gleichwertigen Gegner. Leichter hatte es im zweiten Zwischenlauf der Titelverteidiger Würzburger AC 1875, der mit zwei Rängen gegen Hellas Berlin und AC Am Wannsee Berlin gewann. In der Entscheidung am Sonntag kommen also Berliner AC, Mainzer AC, Würzburger AC und Hellas Berlin.

Im Doppelzweier stehen erst zwei Vertreter für den Endlauf fest, und zwar Rossmann-Wöllert vom AC Frankfurt a. M. und Schmitt-Balterswälder, AC Bamberg. Die Dresdener Haselbauer-Riemenapp endeten an dritter Stelle, haben aber am Sonntag noch einmal Gelegenheit, sich für den Endkampf zu qualifizieren. Sie bestreiten noch einen Auscheidungslauf mit den Titelverteidigern Gebr. Arens vom MSV Godesberg und E. Paul-Hüllinghoff, Germania Frankfurt a. M.

zu leisten. In Baden-Baden, wo die sechs Leistungsgruppen der Wagen starten, wurden 683 Maschinen abgenommen und für die Fahrt freigegeben. In Leipzig, dem Ausgangspunkt der Motorräder, wurden 1046 Räder abgenommen, sodaß insgesamt 1729 Maschinen den Kampf aufnehmen.

Der Start der Wagen.

Baden-Baden, 21. Juli.

Es war noch dunkel, als morgens um 3 Uhr der Führer des deutschen Kraftports, Obergruppenführer Hühnlein, das Startzeichen gab und die ersten Wagen auf die lange Reise schickte. Motorlärm dröhnte durch die Straßen, überall eilten die Mannschaften der Wagen geschäftig hin und her, um die letzten Vorbereitungen zu treffen. Als Erste wurde die Wertungsgruppe VI (bis 1000 cm) auf die Reise geschickt, und hier war es Polizeigeneral Daluge, der mit einem Sieg-Heil auf den Führer den Gang einleitete und in die Nacht hinausbraute. An kleineren Abständen folgten dann die vielen anderen Wagen dieser Klasse, und es war fast 5 Uhr, als der letzte der „Kleinen“ aus Baden-Baden entlassen wurde. Nach einer kleinen Zwangspause von 20 Minuten Dauer

Rennen hinter Motoren.

12 Steher am Start.

Dortmund, 22. Juli.

Nach langer Pause werden am heutigen Sonntag auf der Dortmunder Sommerbahn wieder Dauerrennen stattfinden. Was seinem Veranstalter heute möglich ist, nämlich gleich 12 Steher am Start zu bringen, hat der Deutsche Radfahrer-Verband in die Tat umgesetzt. Das Fahrermaterial, das in der Elberfelder Stecherhölle sorgfältig ausgewählt worden ist, hat seine Feuerprobe in Bochum bereits glänzend bestanden, es haben sich hier 12 Steher herausgeschält, mit denen die Bahnen in Deutschland wieder jugfräuliche Programme aufstellen können. Die Startliste umfaßt zwölf Dauerfahrer, die wohl hinter Motoren als Neulinge anzusprechen sind, nicht aber als Neulinge im Radport. Sämtliche Fahrer haben bereits als Straßenfahrer sich einen guten Namen verschafft und teilweise auch große Siege errungen. So konnte der Bochumer Guzel bereits im Frühjahr die große Fernfahrt Bochum-Münster-Bochum mit Vorprung gewinnen, ebenfalls der Hohenlimburger Mathews, der in allen Straßenrennen in der Spitzengruppe zu finden war. Der Kölner Leuer, der mit seinem Landsmann Küster eine Zeitlang in den Mannschafrennen auf Sommer- und Winterbahnen laun zu schlagen war. Rufas, der ehemalige Straßenmeister von Dortmund, sowie Müller-Perzig, Belsch-Halle und alle übrigen Teilnehmer haben ihre ersten Sporen auf der Straße verdient. Diese vorangegangene Praxis in den Straßen- und Mannschafrennen hat viel dazu beigetragen, daß sie sich auch hinter dem Motor so schnell zurechtgefunden haben. Eine be-

sonnerten dann die schweren Wagen der Wertungsgruppe II, die 84 Stehm. zu fahren haben, vom Start. Hier waren es Prinz zu Schaumburg-Lippe und Herz auf Mercedes-Benz, die als Erste abgingen. Inzwischen war es taghell geworden. Der Morgen war zwar etwas reichlich frisch, aber sonst konnte man mit dem Wetter zufrieden sein. Nur im Osten hing eine dicke Wolkendecke am Horizont.

Besondere Aufmerksamkeit erregte die Wertungsgruppe I mit über 4000 cm. 20 Fahrzeuge wurden ab 7.15 Uhr vom Starter auf die Straße geschickt. In dieser Klasse startete auch eine vollständige Mercedes-Mannschaft mit Geyer, Henne und Kappler am Steuer. Diese Wagen haben mit 88 Stehm. den höchsten Durchschnitt aller Wagen eingebracht. Ein schwerer Mercedes-Benz mit Lehmann-Groß-Gastrolle am Steuer, kam nur wenige hundert Meter weit, da er in einer Kurve gegen einen Chausseestein fuhr und dann wegen Tankstehens die Fahrt aufgeben mußte. Um 7.30 Uhr kamen dann die Wagen der Wertungsgruppe IV (2-3000 cm) an die Reihe. In dieser Klasse starteten besonders viele Fabrikmannschaften und des Reichsheeres, darunter auch ein Wagen der Auto-Union, der die 6000 km durch Italien erfolgreich bestritten hat. Sehr zahlreich sind auch die Fahrzeuge mit den Wimpeln der Reichsautobahn. Sie verließen mit den Wagen der Klasse III den Startplatz. Unter den 41 Wagen fehlen leider zwei Italiener, die Maschinendefekt hatten und nicht antraten. Der letzte Wagen verließ Baden-Baden um 9.25 Uhr.

Durch Freiburg, Ulm, Augsburg....

Augsburg, 21. Juli.

Bereits 5.25 Uhr mit 17 Minuten Vorsprung gegen die Markstabelle traf in Freiburg (174 km) der Erste der „Kleinen“, ein ACW-Wagen, mit Müller am Steuer ein. Leider hatten sich die Regenwolken am Himmel gelöst; kurz hinter Freiburg wurden die Straßen vom Regen spiegelglatt und verlangten die volle Aufmerksamkeit der Fahrer, um die geforderte Stundengeschwindigkeit einzuhalten. In Freiburg lagen die Kolonnen der Wagen noch geschlossen beieinander. In Abständen von einigen Minuten traf einer nach dem anderen ein.

Um 7.45 Uhr schied bei Freudenstadt Beder-Kurzweg aus. Um 8.10 Uhr erlitt der Fahrer Liedte-Janide (Berlin) auf Sanomag einen Unfall und mußte ebenfalls aufgeben. Der Italiener Gagliardi-Berona auf Fiat gab infolge eines Unfalls die Weiterfahrt auf. Der Fahrer erlitt mehrere Rippenbrüche und mußte ins Krankenhaus geschafft werden. Der Berliner Lehmann wurde in Dos aus der Kurve getragen. Der Wagen wurde schwer beschädigt, Lehmann kam jedoch mit dem Schrecken davon. Um 8.36 Uhr passierten die Ersten der Wertungsgruppe VI Ulm, um 8.55 Uhr folgten die Zweiten. Bis Augsburg wurde von den Fahrern die geforderte Durchschnittsgeschwindigkeit im allgemeinen eingehalten. Immer noch lagen die kleinen Wagen vorn, als erste kamen zwei Fiatwagen durch die Stadt.

In München...

München, 21. Juli.

Um 10.27 Uhr traf der erste Fahrer der Gruppe VI (bis 1000 cm) in München ein, 10.29 Uhr folgte der zweite. Unterwegs führten bei Erbach Nottebrod und Sieg (Gütersloh) auf ACW. Der Wagen blieb ohne Schaden. Die Fahrer sind leicht verletzt. Der Wagen (Sanomag) von Sturm (Münster) überhüllte sich bei Erbach und wurde demoliert. Die Fahrer blieben unverletzt.

Um 10.32 Uhr hatten sämtliche Wagen Freudenstadt passiert. Eine besonders hübsche und herzliche Begrüßung war den Fahrern in Freiburg zuteil geworden.

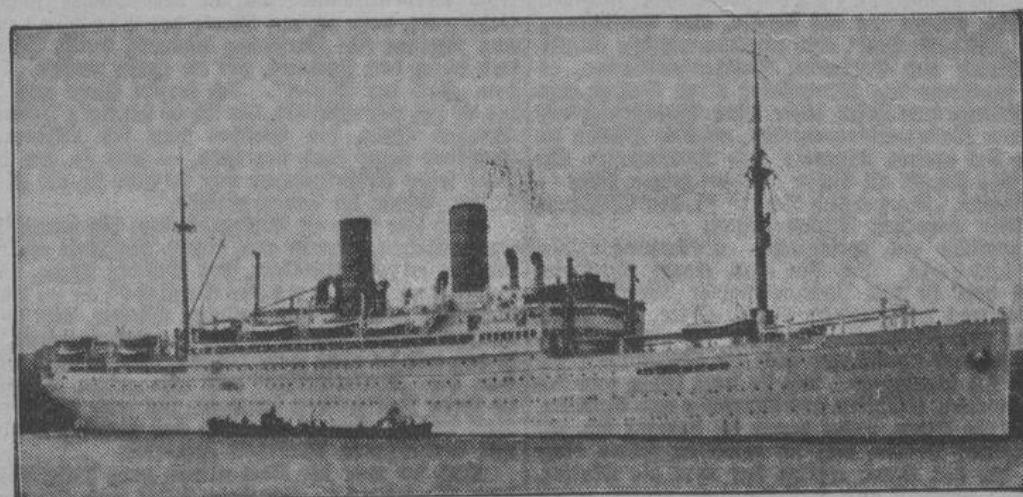
Pferderennen.

Unsere Voraussetzungen.

Sonntag, 22. Juli.

Düsseldorf. 1. R.: Stall Köster - Blaujoh. 2. R.: Ranzepische - Berggrub. 3. R.: Lofung - Stifflon. 4. R.: Jamalino - Feuerzuber. 5. R.: Rosenkriege - Ranzgute. 6. R.: Feuerwert - Pieta. 7. R.: Dorita - Chespalier.

Das neue Ulauberschiff „Der Deutsche.“



Mit einer großen Feier wurde die Umtaufe des Lloydampfers „Sierra Morena“ auf den Namen „Der Deutsche“ in Bremerhaven vorgenommen. Das Schiff findet an Stelle der „Dresden“ auf Ulaubsfahrten der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ Verwendung.

Wechsel in der Führung der Studentenschaft.



Der Führer der Reichschaft der Studierenden an den deutschen Hoch- und Fachschulen, Dr.-Ing. Staebel (links), ist von seinem Amt zurückgetreten. An seine Stelle hat der Reichserziehungsminister den früheren Leiter des Arbeitsdienstes der Deutschen Studentenschaft, cand. rer. pol. et hist. Andreas Feidart (rechts) berufen.

Tannenbergfeier am Nationaldenkmal bei Hohenstein.

DNB Berlin, 21. Juli.

Aus Anlaß der 20-jährigen Wiederkehr der Schlacht bei Tannenberg findet am Sonntag, dem 26. Aug. 1934, unter Leitung des Wehrkreiskommandos I eine Gedenkfeier am Nationaldenkmal bei Hohenstein statt.

Durch die Teilnahme von Mitgliedern der Reichsregierung, u. a. des Reichswehrministers Generaloberst von Blomberg und des Chefs der Heeresleitung, General der Artillerie Freiherr von Frisshof, sowie zahlreicher Führer aus den Schichten in Ostpreußen, an ihrer Spitze Generalfeldmarschall von Mackensen, wird die Feier ein besonderes Gepräge erhalten.

Die Wehrmacht wird durch mehrere ostpreussische Truppenteile und durch eine Fahnenkompanie mit den Fahnen der Regimenter, die an der Schlacht teilgenommen, vertreten sein.

Ferner haben Landespolizei, nationalsozialistische Organisationen und Frontsoldatenverbände ihre Beteiligung zugesagt.

Die Aufbauarbeit der deutschen evangelischen Kirche.

▼ Berlin, 21. Juli.

In Berlin tagte unter dem Vorsitz des Reichswalters der deutschen evangelischen Kirche, Ministerialdirektor Jäger, der jüngst gelegentlich der Verfassungsbearbeitung in Erfurt gebildete Unterausschuß des Verfassungsausschusses, dem die Bearbeitung des Verhältnisses der Landeskirchen zur Reichskirche obliegt. Außer den grundsätzlichen Fragen der Befestigung der deutschen evangelischen Kirche wurde über die Gefühlsgebungsarbeit, die Verwaltungsbefugnisse, ferner über die Aufgaben der Landeskirchen und der verfassungsmäßigen Organe der Landeskirchen (Landeskirchenrat, Kirchliche Verwaltungsräte, Synode) beraten. Die Ergebnisse werden in der Form von Leitlinien zusammengefaßt und dem Ende nächster Woche in Erfurt erneut zusammenfassend Gesamtausschuß vorgelegt werden. Am Freitag tagt in Erfurt der Unterausschuß, der die Kirchengemeinde und ihre Gliederung behandelt.

Ausnahmegesetz für Eupen-Malmedy

Mit knapper Mehrheit angenommen.

DNB Brüssel, 21. Juli.

Die Kammer hat am Donnerstag das Gesetz über die Entziehung der Staatsbürgereigenschaft in zweiter Lesung mit 85 gegen 78 Stimmen angenommen. Dieses Gesetz, das jetzt an den Senat geht, soll der Regierung künftig als Handhabe dienen, um gegen diejenigen, die nicht durch Abstammung Belgier sind und die, wie es in der Vorlage heißt, ihre Pflichten gegen den Staat schwer verletzten, mit der Aberkennung der Staatsbürgereigenschaft vorgehen zu können.

Aus dem Verlauf der Kammerberatungen, insbesondere auch aus den Ausführungen des Berichterstatters, ging hervor, daß man bei der Schaffung dieses Gesetzes an die heimattreue Bevölkerung von Eupen-Malmedy gedacht hat. Die Mehrheit, mit der das Gesetz von der Kammer angenommen wurde, ist auffallend gering.

Stilllegung nordfranzösischer Wollkammereien wegen Absatzmangels.

DNB Paris, 21. Juli.

Die Wollkammereien von Roubaix und Tourcoing in Nordfrankreich werden am kommenden Montag bis auf weiteres ihre Tore schließen. 15 000 Arbeiter werden dadurch betroffen. Dieser Beschluß der Wollkammereibesitzer ist auf die große Anhäufung von gekämmter Wolle zurückzuführen, für die kein Absatz gefunden werden kann. Die Arbeitgebergewerkschaft hat sich sofort an die französische Regierung gemeldet und sie aufgefordert, gegen Deutschland, das die Einfuhr französischer Wolle gesperrt habe, energische Gegenmaßnahmen zu ergreifen.

Warschau in Erwartung der Hochwasserwelle.

■ Warschau, 21. Juli.

In Warschau erreichte der Wasserstand der Weichsel am Sonnabend früh bereits 4,53 m und nähert sich damit immer mehr dem Gefahrenpunkt. Er nimmt durchschnittlich um 9 cm in der Stunde zu. Die Vorbereitungsarbeiten für die Räumung der bedrohten Vororte sind in vollem Gange und größtenteils schon abgeschlossen. Vier Pionierabteilungen und Arbeiterkolonnen überwachen die Weichseldeiche. Die Garnison von Warschau steht in Alarmbereitschaft. Wie aus Südpolen gemeldet wird, nimmt der Wasserstand der Flüsse im Gebirgsgebiet weiter ab.

Wetterbericht.

○ Essen, 21. Juli.

Vorherlage für Sonntag:

Schwache bis mäßige Winde verschiedener Richtungen, meist bewölkt, Niederschläge, teilweise mit Gewitterbegleitung, vorwiegend mäßig warm, zeitweise schwül.

Vorherlage für Montag:

Fortdauer der unbeständigen Witterung mit Eintrübung, einzelne Niederschläge anzunehmen.

Im Wald und auf der Heide.

Auch eine „Jagdgeschichte“

von
F. Nitsch.

Das ganze Dorf war in Aufregung. Vom frühen Morgen bis in die späten Nachmittagsstunden hinein wurde in der Umgebung mörderisch geschossen. Am Abend sammelten sich die Jagdteilnehmer nach und nach im Dorftrug „Zum goldenen Hirschen“, um von den Strapazen ein wenig auszuruhen und um vor allen Dingen die Bilanz des Tages zu ziehen. Um es vorweg zu sagen, vier „magere Häschen“, aber dafür einige gut zerschossene Treiberhosen waren das Ergebnis. Im Laufe der allmählich auftommenden Unterhaltung war man sich darüber uneins, wer als Schütze der Jagdbeute in Frage komme. Um sich selbst und seine Schießfertigkeit ins rechte Licht zu setzen, wurden Jagdgeschichten erzählt. Schier Unglaubliches und Unmögliches hatte jeder erlebt. Nicht nur die aufmerksamen Zuhörer, nein, selbst die rauchgeschwärmten Ballen der niedrigen Gaststube bogen sich, um besser verstehen zu können.

Herr Treiberschred, ein kleines Männchen mit listigen Augen und einer vom Jielwasser-laut geröteten Nase, beendete gerade seinen Bericht.

„Ich sage Ihnen, meine Herren, es war ein riesenhafter Eber, der auf mich einstürzte, ein Tier von Ausmaßen, wie sie sich nur eine rege Phantasie ausmalen kann. Ein Schuß aus meiner nie fehlenden Büchse und die Bestie wälzte sich in ihrem Blute und hauchte ihre schwarze Seele aus.“

Herr Waldmann, ebenfalls ein eifriger Jäger vor dem Herrn, stopfte bedächtig sein Pfeisfisch, dieses eine mächtige Rauchwolke zur Decke und lächelte, wie es schien, etwas geringschäßig.

„Hören Sie, Herr Waldmann, in Ehren, mein lieber Herr Treiberschred. Aber was ist das schon, so ein harmloses Schweinchen. Du lieber Himmel, wenn ich den Mund aufmachen würde... aber man schweigt lieber, sonst heißt es noch, unzureichend renommierter, nichts, was mir ferner liegt.“ Damit warf sich Herr Waldmann, nachdem er sich vorher einen erfrischenden Trunk aus seinem Henkelkrug bewilligt hatte, wieder in seinem Stuhl zurück.

Wenn Herr Waldmann aber geglaubt hatte, die Sache sei nun erledigt, so irrte er sich gewaltig.

Die Neugierde der übrigen war ermt.

„Ergählen — erzählen“ — so hörte man im Chor.

Herr Waldmann sträubte sich erst noch ein bißchen, wie es sich für einen guten und wahrheitsliebenden Erzähler gehört. Dann tat er einen riesenhafteren Schluß aus seinem Krug, den der behäbige Wirt gerade frisch gefüllt hatte. Den weißen Bierseum mit den Fingern aus dem grauen Schnurrbart streichend, begann er.

„Viel herumgekommen bin ich in der Welt. Die glühende Sonne der afrikanischen Wüste hat mich braun gebrannt und ausgedörrt und die eifigen Winde der sibirischen Steppe haben mir oft ihr wildes Lied gesungen, wenn ich einsam in meinem Zelte saß. Ich jagte damals im Kaukasus. War die einzige Gegend, wo man hin und wieder noch etwas Unfährliches vor den Augen bekam. Eines Abends befand ich mich auf dem Heimwege. Meinen Führer, einen alten, ebenso schmutzigen wie schweigsamen Bauern, hatte ich mit der Jagdbeute vorausgeschickt. Der schmale Weg führte hoch an zerklüfteten Felsen vorbei, langsam zu Tal. Nichtsahnend will ich um die nächste Felsende biegen, als ich entsetzt zurücksprang und um ein Haar in den tiefen Abgrund zu meiner Linken gestürzt wäre.“

Was mich so erschreckt hatte? Wölfe hatte ich vor mir; auf dem engen Gebirgspfad trübten sie mir den Weg, nicht zehn, zwanzig, nein fünfzig! Ich sage euch, blut- und mordgierige Bestien. Die Tierchen, die ihr hier

im Zoo seht, sind Schokoladenfiguren dagegen. Seht hieß es, das Leben so teuer wie möglich verkaufen. Ich tastete mich mühsam ein paar Schritte zurück und ließ mich vorsichtig auf das rechte Knie nieder. Schon bog der Leiwolf um die Ecke. Ein Tier sage ich euch, wenn ich noch Haare auf dem Kopfe gehabt hätte, sie wären mir schneeweiß geworden, hätten mir zu Berge gestanden und wären mir außerdem noch ausgefallen. Als die Bestie mich sah, stieg sie, dann duckte sie sich, um mich gleich darauf mit gesträubtem Nackenhaar und widerlich heiserem Gebell, anzuspinnen. Meine Hand zitterte nicht, als ich ihr das tobbringende Blei im Sprunge durch die Rippen schickte. Ein letztes wütendes Aufheulen. Der geschnitten Körper verzahnte sich überfallend, in die grauliche Tiefe.

„Plötzlich —“

Herr Waldmann machte eine Pause und nahm einen Stärkungsschluß. Treiberschred vergaß den Mund zu schließen.

„Weiter — weiter — und da —“ drängt man.

Herr Waldmann fuhr fort.

„Plötzlich durchfuhr mich ein eifriger Schred. Es packte mich so, daß ich die Augen schließen mußte. Ihr müßt wissen, daß ich mir damals meine Patronen selbst herstellte. War kein Verlaß auf Fertigarware, da oben. Pulver und Kugeln führte ich in zwei Lederbeuteln mit mir. Durch eine ungeschickte Bewegung hatte ich den Kugelbeutel in die Tiefe befördert. Was nun? Ich schien rettungslos verloren. Flucht? Daß ich nicht weine! Die Bestie hätten mich schon nach wenigen Metern geholt und mich ohne Salz und Pfeffer als Vorspeise vertilgt.“

Friseurlehrling Seefke berichtet.

von
Hans Reimann.

Ich heiße eigentlich Paul Wagner, aber alle sagen Seefke zu mir, und deshalb heiße ich so, weil ich andauernd einseifen muß. Meine Größe beträgt 1,46 m und hoffe, noch größer zu werden, denn ich bin erst fünfzehn, aber das geht vorüber. Meine Stellung als Lehrling befindet sich im Salon Holzpeter, welches garnicht so einfach ist. Ueberhaupt machen sich die Leute einen falschen Begriff von unserm Beruf, denselben nebenbei betrachend, denn muß jemand zum Bahnhofs, so wird er stets jagen, er geht noch mal zum Friseur mit ran, oder er geht zum Zigarrenhändler und vorher auf einen Sprung sich rasieren lassen, weil keiner warten will. Aber rasieren darf ich noch nicht, daher auch mein Spitzname Seefke.

Den Friseurberuf habe ich mir auserwählt, weil ich schon als ganz kleiner Junge furchtbare Dresse bezogen habe. Nämlich mein Vater traf mich mehrfach dabei, wie ich meine Puppen schürzte und selbst auch die Haare schnitt mit einer richtigen Schere. Der Drang dazu steckte insofern bereits schon früh in meinen Kindesbeinen, und so ließ man mich denn gewähren.

Woran erkenne man den Friseur W. Erstens an seine Hände, die sind so rot vom vielen Pflegen, und dann vor allem an der rechten Hand, wo die Schere einen Knubbel hinterläßt am Mittelglied vom vierten Finger und beim Damenfriseur inwendig am Daumen durch die Andulzierchere, was ich in Kriminalromanen noch nicht als Mibi gefunden habe, weil unter uns Barbieren die Böjewichte nur selten geist find.

Eine einzige Kugel im Lauf und vor mir hunderte von heihungrigen Teufeln. Da kam mir gewissermaßen der Himmel zur Hilfe. Durch ein seltsames Spiel der Natur war der Felsen vor mir ein Halskreis geformt. Dieser Halskreis, der, nebenbei bemerkt, vollkommen glatt und wie poliert war, endete, an jener Felsende, um die gerade wieder eine Bestie erschien, um mich als willkommenen Lederbissen lüftern zu betrachten. Ich überlegte nicht länger. Das Echo des Schusses hallte donnernd von den Felswänden zurück. Die Kugel sauste an der glatten Wand entlang, durchlöchernd den Wolf und kam dann im Bogen wieder zu mir zurück. Ich konnte sie ganz bequem auffangen. So ging es nun stundenlang. Pulver hatte ich ja genug. Ich hatte nichts anderes zu tun, als die Kugel, die sich nach geraumer Zeit natürlich etwas abnutzte, entsprechend in den Büchsenlauf zu schießen. Ueber 50 Wölfe habe ich so das Lebenslicht ausgeblasen. Es waren die schlimmsten Stunden meines Lebens. Die Kugel habe ich mir zum Andenken aufbewahrt.“

Herr Waldmann nahm einen Stärkungsschluß.

Herr Treiberschred schloß langsam den Mund. Die Zuhörer atmeten erleichtert auf und auch die Ballen der Wirtstube streckten sich allmählich in ihre alte Lage.

„Und darf man sie einmal sehen, die Kugel?“ meinte Treiberschred.

„Leider, leider, lieber Herr Treiberschred, ich habe sie neulich verloren. Aber einen Beweis hätte ich noch.“

Herr Waldmann stopfte unmerklich sein inzwischen erloschenes Pfeisfisch und jagte eine mächtige Rauchwolke zur Decke.

„Und der wäre?“

„Oben im Kaukasus. Die Kiste, die sich durch den gleichmäßigen Lauf der Kugel im Felsen gebildet hat.“

Herr Waldmann sang sein Liedchen. „Im Wald und auf der Heide“ — als er zur späten Stunde schwand seinen Penaten zukehrte.

Von den Schultern herab baumelten vier magere Häschen. An die zerfetzten Treiberhosen hatte er großzügig verzichtet.

des Kunden befestigt wird. Sodann passe ich auf, wenn ein Herr seine Zigarette anzünden will oder den Wächter braucht, und wenn er lesen möchte, da muß man sich merken, was er die vorigen Male gern gehabt hat, damit jeder seine Lieblingslektüre bekommt. Hinterher muß man flink den Hut holen oder vorher, wenigstens wenn es kalt ist, auch den Paletot und in selben hineinsetzen. Man muß bei allen Verrichtungen hüpfen und springen und ebenso flink wie freundlich sein, sonst gibt es kein Trinkgeld, und auch die Höflichkeit, sagt Herr Breitbach, darf nicht ausarten. Ich lade auf die Abonnementskarte, wie der betreffende Kunde heißt, und rede ihn mit Namen und Titeln an, oder ich suche es auf andere Art herauszubekommen. Wer eine Brille hat, den rede ich vorsichtshalber mit Herr Doktor an, wenn er nicht zu alt ist, und mit Herr Professor, wenn er eine Glase hat.

Meine wichtigste Tätigkeit ist das Einseifen, wie schon mein Name sagt. „Gut eingeseift, ist halb rasiert“, predigt Herr Breitbach immer. Man hat scharf darauf zu achten, daß nicht alles verklebt wird, sonst kriegt der Kunde schlechte Laune und keine Lust. Mund, Nase, Ohren und der eventuelle Bart dürfen nicht zugeseifert werden, und darf man auch nicht kledern oder den Anzug des Kunden bespritzen, obwohl Seifenhaum keine Fleden macht, und die Finger dürfen nicht monach riechen, namentlich nicht nach Nitotin wie neulich bei Herrn Seimrich, weshalb selbiger vom Chef eine dicke Zigarre in Form eines Anschauers nach Geschäftsschluß hineingelegt bekam, weil ein Kunde sich beschwert hatte. Auch Zwiebeln sind nicht empfehlenswert, geschweige denn um weniger Knoblauch, und die Nägel müssen kurzgeschnitten und tadellos sauber sein, was mir nicht schwer fällt.

Das Einseifen lernt man erst am Holzkopf und hernach das Rasieren ebenfalls. Ein altes Messer wird mit Leutoplast umwickelt, und dann gehts los.

Manchmal darf ich schon bei den Kollegen probieren. Am schwersten ist Herr Trittel, weil der ein Grübchen am Kinn hat wie ein Kartoffelauge, wo man sich schredlich aufpassen muß.

Wenn man so den ganzen Tag herumgestanden hat, da tun einem vielleicht die Beine weh, und man ist heiß, eine Weile sitzen zu dürfen, aber das gibts nicht. Vor Weihnachten, Ostern, Pfingsten und die großen Ferien ist Hochbetrieb, aber sonst ist nicht oft viel los, weshalb ich hoffe, mich rasch heranzubilden, wozu ich nebenbei mit einer großen Schwester Englisch und Französisch nachhaken anfangen will, damit ich bei einem entfernten Onkel von mir als Bordfriseur auf einem Salon-dampfer unterkomme und ein schönes Stück Welt sehen kann, um mir dann später selbstständig zu machen und neue Seefkes heranzubilden, denn unser Beruf ist nicht der schlechteste, wenn man eine geschmeidige Hand hat, wie ich mir schmeichle.

Heitere Welt.

Die „weiße Frau“.

Während der abendlichen Tafelrunde in Sanssouci kam das Gespräch auch auf die weiße Dame, die bei Nacht durch die Korridore des Berliner Schlosses geistern sollte. Kollaire meinte, er habe keine Lust, ihr zu begegnen, sie sei die unheimlichste Frau, die man sich vorstellen könne.

„Am Gegenteil“, erwiderte Friedrich der Große, „sie ist von allen Frauen die harmloseste, und ich wünschte, daß auch die anderen nur ein paar Stunden bei Nacht Luftwandeln und uns bei Tage in Ruhe stehen.“

„Ach.“

„Kaufen Sie mir doch ein Gläschen Honig ab, ich habe heute noch nicht ein einziges verkauft!“

„Ja, wie kommt denn das?“

„Ich habe eben ausgeprochenes Pech darin.“

„Nein, wenn Sie Pech drin haben, kaufen wir auch keines.“

Der Weg zum Werk.

von
Leo Weismantel.

Die Haltung, aus der heraus der Dichter schafft, vermag eine doppelte zu sein; die der Liebe zum Werk oder aber, und dies ist ein ganz anderes, die der Liebe und Hingabe zum Wirken.

Der Dichter, der dies sein Werk um seiner, des Wertes selbst willen liebt, sucht seiner Schöpfung die Form des Liebeserzählens, Ewiges zu geben, und dies dichterische Werk steht nur so weit in der Zeit und in den Menschen, wie Ewiges in jedem Augenblick geborgen ruht. Der wirkende Dichter aber ist hingegen dem Augenblick, das Ewiges schließt, und die Schöpfung seines Geistes hat nur überzeitlichen Sinn und Wert, insofern es dem im Augenblick Wirkenden gelingt, diesen Augenblick überzeitlich zu schaffen.

Dies sind Haltungen; wir begegnen ihnen in einzelnen Menschen. Aber es sind Haltungen der Zeitalter, sie sind ganzen Zeiten, ganzen Jahrhunderten eigen. Und beide Haltungen sind getrennt durch Geschlechter und sind ein andermal dicht nebeneinander, so kämpfen in ein und derselben Brust. Jeder Mensch gehört einer dieser Haltungen an. Ihr Angehörigen bezeichnet nur die Art der geistigen Haltung, bedeutet noch keinen Werkmäßig in der Gattung.

Verschieden geartet ist dementsprechend die Beziehung, die der Dichter zur Sprache hat. Dem, der das Werk schafft um des Wertes willen, ist die Sprache Material aus dem er schafft, und das er feilt, das er poliert. Dem Wirkenden aber ist die Sprache Lauterzeugung seines Geistes, Weg der Begegnung der Geister.

Um mein eigenes Schaffen betraut, muß ich den, der dies mein Schaffen verstehen will, zunächst hinlenken auf die Tatsache, daß alles, was ich schreibe, nicht aus der Liebe zum Werk, sondern aus der Liebe zum Wirken geboren wird. Mein Schaffen ist von der zweiten der genannten Arten. Das Wort, das ich niederschreibe, ist immer ein an einen Menschen gerichtetes Wort.

Was ist der äußere Anlaß eines dichterischen Wertes? — Wo quillt dieser Brunnen aus dem Stein, — wo beginnt dieser Weg, den der Schaffende dann betritt, und auf dem er schreitet hin bis zur Vollendung des Wertes, bis er dann im Wert weiter-schreitet durch die Menschen? Vor Jahren wollte ich einmal meinen Kindern ein kleines Puppentheater kaufen. Ich sah, wie dies bei uns so Unheimliches des Puppenspiels bei anderen Kindern Großes, Gemaltiges geworden war, und sah, daß es wert war, ein ganzes Leben an es zu verlieren und keine ganze Menschenliebe hineinzulegen in dies wunderbare Spiel. Und so sah ich selbst nachdenklich an die 20 Bühnen, jede anders, jede vollkommener, aber nun nicht als etwas, was man dem Kinde fertig schenkt, sondern längt hat sich dies Wirken der freien Stunden verbunden mit den Bemühungen und Bestrebungen neuer Erziehungslehren, mit der Entdeckung der bild- und sprachgestaltenden Kräfte im Menschen und im Kinde, wie sie die großen Pädagogen des letzten Jahrzehnts gefunden haben, und während ich nur meinen Kindern das Puppentheater habe schaffen wollen, waren in diesem Wirken Bühnen

entstanden, ein Werkbuch des Puppenspiels, eine Reihe von Spieltexten, Figurenbogen — ein kleines „Museum“ war bei mir entstanden, das hineinbildete sich in dies Seelenleben des Kindes und in die Spieler fremder Völker, und die so von mir gewirkte Arbeit wanderte auch in Ausstellungen durch die Städte.

Jedes Wirken ist im Entstehen von dieser Art. Der „Einfall“ kommt von außen. Der Schaffende begegnet einer Unheimlichkeit, die ihm aber Schicksal wird, die ihn nicht mehr lösigt und ihn zwingt, das Fremde in sich aufzunehmen, zu seinem Besitz zu machen und daraus etwas zu schaffen, nicht nur für sich, sondern aus dem Willen jener Macht, die diesen Einfall in ihn warf, — für viele.

Als ich Student war, hatte ich in einem lustigen Kreis eines Tages den „Einfall“, eine Wette zu machen, in kürzester Zeit, in der Frist eines Jahres, aus einem mir völlig unbekannten wissenschaftlichen Gebiet den „Doktor“ zu machen. Das gelang nur durch Lösung einer Preisarbeit aus irgendeinem Gebiet. Wir besuchten in lustiger Gesellschaft das „Schwarze Brett“ der Universität, an dem die Preisarbeiten der Fakultäten angeschlagen waren und fanden dort eine Preisarbeit aus dem Gebiete der Geographie. Es sollte die geographische Monographie einer Landschaft gegeben werden, die wohl in meiner Heimat lag, die ich aber kaum mehr als dem Namen nach kannte. Ich habe die Preisarbeit gelöst und den Preis erhalten, aber doch nur auf dem Wege gewiß, daß der Spott über manches, was man für Wissenschaft hielt, sich zwar verringert hat, aber das, was da war, die Erde und die Wunderfamkeit ihres Wesens, mußte ich entdecken, mußte es, nur um mir selbst die Arbeit erträglich zu machen. Ich schrieb später von diesem Wege in einer kleinen programmatischen Schrift „Von der Geographie zur Erdkunde“, von diesem Weg aus dem Leifaden heraus bis zu den Büchern, die von der Erde künden.

So habe ich „Werkbücher“ geschrieben für den Werktunterricht, Bücher für die Schule, eine Einführung in Schillers „Wilhelm Tell“, eine programmatische Schrift über das Wesen der Erdkunde, Puppenspielsbücher, es schlummert irgendwo das Manuskript eines Buches, wie man den Kindern das Lesen lehre, eine Einführung des Kindes in den Kommunikationunterricht, es sind Bücher das Spiel des großen Theaters und Romanwerke. So will ich — was ich an all diesen Büchern zeigen ließe — an einem Roman, „Das alte Dorf“, den Weg zum Werk in seinen einzelnen Stufen zeigen.

Es ist zunächst ein persönliches Erinnern an meine Kindheit. Ich bin aus einem Dorf gekommen, in dem in den Jahren meiner Kindheit die heute vollkommen verschwundene alte Sitten, die alten Bräute, das alte Kirchenjahr noch das öffentliche Leben bestimmten, in dem im Winter noch die Spinnstuben die Menschen in sich hineinogen, daß sie dort saßen und sich seltsame Geschichten erzählten von Menschen und Geistern. Da erzählen die Alten, unter denen ich damals lag, oft von so seltsamen Leuten, daß ich zuweilen später diese Geschichten, die der Vater erzählt hat oder die Mutter, wiedererzählte, zunächst nur, weil sie einen Anlaß gaben zu lachen. Viel später, nachdem ich das Dorf verlassen hatte, erschienen mir eines Tages über alten Urkunden

und Nachrichten, die zufällig vor meine Augen gekommen waren, jene alten Gestalten als wahrhaftig, nicht erdichtet, sondern als durch das ganze Leben gegangen.

Gab es etwas Derartiges, — wie war das möglich gewesen? — und ich hing an, nach jener verfunkenen Zeit zu suchen, zunächst weil sie mir ungläubhaft erschien. Das, was ich bisher erzählt hatte als Schmunzeln, war plötzlich als „Geschichte“ vor mich getreten. Aber um es als Geschichte wieder erzählen zu können, mußte ich nun hineintreten in ein Fortleben und Suchen; und hier stehen wir vor einem der größten Geheimnisse des dichterischen Schaffens: Daß der Dichter nur das niederschreiben kann, was er glaubt, und daß die Dinge als „Wahrheiten“ erzählt werden können und als „Schmunzeln“, als „Parabeln“, daß sie aber auch als „Geschichte“ erzählt werden können, aber nur dann, wenn der Mensch, der erzählt, in der Haltung des Glaubens und der Wahrheithaftigkeit zu der Form steht, in der er erzählt. Das Hineintreten vom Mythos in die Geschichte, den Tatsachenbericht, ist ein Weg unendlicher Mühe, unendlichen Suchens und des Erlebens von geistiger Not und Qual. Das reicht nach Wissenschaft, nach „viel Arbeit“. Aber der Dichter muß viel mehr als der Wissenschaftler ohne „Voraussetzungen“ den Dingen und Geschichten der Erde gegenüberstehen. Ihm genügen nicht die Kenntnisse, er bedarf der Erkenntnisse, — ihm genügt nicht, daß er Kenntnisse erachtet, ihn rettet nur das Erleben der Erkenntnisse hinüber in die höhere Stufe des Wachstums seines Wirkens.

War da in dem alten Dorf, aus dem dann mein Roman „Das alte Dorf“ wuchs, und in dem ich in meiner Kindheit lebte, eine Gestalt, die hieß die Wölfe, galt im Dorfe für eine Hexe. Ich hatte gehört, daß eine Ahne des gleichen Weibes als letzte Hexe verbrannt worden sei. Und die alte Hexe hatte sich selbst angelegt das Herengut und den Richter angefleht, sie doch zu verbrennen, weil sie nur so des Teufels, der in ihr läge, ledig werden könne. Da, in dem Suchen nach diesem Geheimnis, kroche ich auf Werke der Pöbel- und Unwissenheit und durch den Jammer, der in ihnen wohnt. Ich suchte den „Fall der Wölfe“. Ich forschte Tage und Wochen, bis er sich mir enthüllte, bis ich in heutigen Zirkeln Anzeichen finde, die Gleiches von sich behaupten, den Feuertod heute noch begehen, — und so, bis das alte Dorf seine Erscheinungen mir so gibt in all seinen Gestalten, denen ich davon erzähle.

Aber ein Rest ist übriggeblieben, ein neues Forchten muß anheben. Da ist von einem Menschen erzählt worden in meiner Kindheit, der Geschichte hatte, die Leute nannten es „das zweite Gesicht“. — Ist da ein Gesicht geteilt mit anderen Sinnen, mit der Kraft anderer Augen, und ist in uns das andere gestört worden, so daß wir es nicht mehr haben? Auf einmal war alles, was die „Vollständer“ nur als „alten Werglauben“ in ihren Zeitgeschichten sammeln, für mich in diesem alten Dorf meiner eigenen Herkunft das Geheimnis einer mir nur verborgenen Wahrheit geworden.

Doch da war im Dorf etwas ganz Geheimnisvolles: der Wölfe. Ich habe selbst noch Vinnen geerbt vom Großvater, der in dem Wölfe gelebt hat. Ich habe die Vinnen heute noch. Der Wölfe war das Geheimnis der Lebensquelle, der Quelle der Räte in diesem alten Dorf. Und wenn der Großvater drinnen gelehrt hat, und wenn vom Blut her und so vom eigenen

Schicksal her die Märe und das Grauen dieses Marterholzes zugekommen waren, wie es die Alten kannten, der muß ja schließlich ein solches Gerüst, auch wenn es im Museum steht, anders anschauen als ein „Fremder“, und so empfand ich eines Tages, daß ich auch nicht auf einer Seite Schrift den Wölfe in seinem Wölfe stehend schlüpfen könne, ohne vorher das Geheimnis des Wölfs selbst enthüllt zu haben. Ich wußte von meinen Studentenjahren her, daß im Deutschen Museum in München eine Abteilung sich befand, die die Wölfe und ihre Geheimnisse zeigte. So ging ich denn dorthin, Tage, einen Tag um den anderen, aber ich wurde aus dem Wölfe, die dort standen, nicht flug. Da standen die Dinge der Technik nebeneinander. Aber sie öffneten mir das Geheimnis ihres Werdens nicht, noch das Geheimnis des Schicksals, das in ihnen hockte. Ich mußte selbst einmal in dem Wölfe hocken, ich mußte einmal ihn lebendig wieder klappen hören, den Tritt treten, jetzt das Schicksal werfen, — jetzt die klappernde Lade schlagen, — zweimal und wieder den Tritt. Aber das hat mir einer so gezeigt. Ich bediene eine Maschine, die ich nicht kenne. — Der Weg geht durch Buch-handlungen. Ich laufe Bücher über den Wölfe, über das Wesen. Sie sind „Wissenschaft“, aber sie lassen in mir alles unklar; vom Wesenhaften erfahre ich nichts. Sie sind vielmehr, „eine Geschichte der Wölfe“, aber was ich brauche, ist die Geschichte der menschlichen Erkenntnis, aus der das Gebilde dieses Wölfs brach. Da sehe ich einer stoffenden Frau zu. Sie stopft einen Strumpf, aber hier bin ich dem Geheimnis näher, sehe, wie sie einen Faden hebt und einen Faden legt, ein andermal sehe ich auf Wildern „Wilde“ Affras weben, und dann finde ich in einem Spielwarenladen einen kleinen Wölfe, ein Spielzeug für Kinder, und die Hand liegt auf der Kante der Tür, und jetzt geht die Tür auf. Ich muß den Wölfe selber bauen aus kleinen Ratten als eigene Findung durch viele Stunden und endlich steht er da. Und jetzt wieder trete ich den Tritt, und jetzt werfe ich das Schicksal, und jetzt schlage ich die Lade. Aber nun ganz anders. Nun kommt der Tritt, nun kommt das Werfen des Schicksals aus mir, das Schlagen der Lade, — nicht vor einem, der mir das gezeigt hat. Und in dem Wölfe lag der Großvater, es sind in abendlichen Stunden Frau und Kinder und ich in diesem kleinen Wölfe gefesselt, zu sehen, wie das Gebilde wird, und wie die Farben sich mengen und die Richtigkeit aus dem Zwirn webt. Aber es ist Richtigkeit. Rumbum fällt der Wölfe auf die Stube, in der wir dies tun. Unter unseren Füßen liegen Teppiche, über uns blinkt elektrisches Licht, aus einem funktvollen Leuchter — „Da denke ich an jenes Lehmhäuschen, in dem der schicksalhafte Wölfe jenes alten Dorfes gestanden hat.“

So sind persönliche Erlebnisse, die am Anfang stehen, klein, aneddotenhaft, bis aus ihnen mit den Jahren des eigenen Weiterwerdens die Erkenntnis auftritt für die Geschichte, die hier steht, für die Wahrheit der alten Gestalten und der Unerforschtheit eines Schicksals, das sich nun bietet, es im Geiste noch einmal zu erleben, es noch einmal ganz in sich hineinzuversetzen, daß keine Frage erspart bleibt und keine Bitterkeit der Antwort, keine Qual des Sehens und kein Grauen des Wills in Abgründe. Das alles fällt nun außen in das Schicksal des Schaffenden hinein und geht durch ihn hindurch und zwingt ihn, ihn dienlich zu sein.

*) Die Trilogie „Das alte Dorf“ ist im Sebalbus Verlag, Nürnberg erschienen.

Wochenend

ILLUSTRIERTES SONNTAGSBLATT

Fahrt in den Lenz

Erinnerungen an eine kleine Deutschlandreise

Es geschah, daß ein verehrungswürdiger Pfarrer, mit dem ich über die Möglichkeiten eines Ferienzieles sprach, bei der Erwähnung des Namens Freiburg als einer dieser Möglichkeiten wie in Andacht die Hände ineinander legte und ausrief: „Freiburg! Herrgott, war das schön!“ Und es war ein Klang in diesen Worten wie beim Deo gratias, wenn er es im feierlichen Amt ins hohe Kirchenschiff hinein singt. Diese in fünf Worte gekleidete Anrede wirkte mehr, als alle herrlich gebildeten Prospekte es je tun werden. Und also ging die Fahrt gen Süden.

Auf dem Wege zum Hauptbahnhof umfächelt einen noch der Duft des Flieders, der in diesen Maitagen über die Gartenzäune auf die Straßen steigt, aber vor dem russigen Qualm der Lokomotiven auf dem Bahnhof macht er entsezt und schleunigst kehrt. Dann ist man allein mit seiner Sommerurlaubsreisekarte, also in guter Gesellschaft.

Aus dem Halbdunkel der Nacht recken sich schon bald die Türme des Kölner Domes. Wie gewaltige Scheerenschnitte heben sie sich vom Abendhimmel ab. Dann donnern die Wagen über die große Brücke mit den bronzenen Reitern. Im Mondlicht getaucht liegt die Stadt. Das Wasser blüht in seinem Schein wie flüssiges Silber, Schleppkähne ziehen langsam stromab. Inmitten dieser zauberhaften Nacht schwindet alles, was an den Werktag erinnert und sie sehen nicht anders aus als Riesengondeln, in denen die Rheintöchter nächtliche Maifahrt halten. Rote und grüne Lampen schimmern an Bug und Heck.

Herrlicher Rhein! Gewiß, wenn er im Sonnenglanz eines Sonntags liegt und tausende Menschen an seinen Ufern und an seinem Wein froh werden und sein Lied singen — dann schlägt das Herz voll Stolz und Freude höher über dieses Land und seinen Strom, aber jetzt, wenn es in einer Frühlingsnacht in der großen merkwürdigen Stille, in einer verhaltenen Ruhe liegt und das Strombild ohne jedes menschliche Beiwerk sich ausbreitet, dann spürt man, wie alle guten deutschen Geister hier lebendig sind und das „Rheingold“ hüten, das seit der Nibelungen Tage hier versenkt irgendwo ruht.

Freiburg!

Nachdem mir ein Schuhputzer aus den Vereinigten Staaten neben meinen Schuhen den Unterschied zwischen Frisko und Freiburg klar gemacht und dem letzteren den Vorzug gegeben hat, überfall ich im Morgengrauen die gelobte Stadt. Es hat etwas für sich, morgens früh durch eine noch unbekannte Stadt zu gehen. Wenn sie erwacht und den Wanderer in den ganzen Tageslauf einspannt. Und langsam öffnet sich die Blüte und erschließt dem Fremdling ihre herrliche Schönheit.

Es gibt in jeder Stadt Dinge, die sich ewig und überall gleichbleiben und die einem schnell das Gefühl des Zuhauseeins geben: der rasende Brötchenjunge, die bedächtig waltende Reinigungsmaschine, die Zeitungsfrau, die ersten Briefträger. Alles liebe Bekannte! Ja, aber dann, womit soll man beginnen? Das drängt sich ja plötzlich alles in wildem Durcheinander im Kaleidoskop der Erinnerungen: Die engen Gassen und Gäßchen, wo unter reizenden Erkern und Ornamenten die Geschichte der Stadt und ihrer großen Bürger in Bildern und sonstigen Andeutungen steht, die stolzen Patrizierhäuser aus der Zeit blühenden, starken und gesunden Bürgertums, oder soll man den trutzigen Schwabenturm an den Anfang der Galerie der schönen Erinnerungsbilder stellen?

Besser, man steigt zum Schloßberg, bis auf einmal das Wunder der deutschen Städte zu deinen Füßen liegt. Vor dir: ein Edelstein deutscher Gotik, das Münster, fast mit den Händen greifbar, wie es so mitten aus der Häuser drückender Enge emporwächst, um es mit der Pracht seiner Kreuzblumen dem Blühen ringsum des jungen Lenzes gleich zu tun. Und wie dieses Häusergewirr rund um den Dom eingeschlossen ist von einem Wall grüner Höhen! Alle Achtung vor dem „Schauinsland“, und dem Feldberg nahe man sich nur mit entsprechendem Respekt. Er verdient es!

Und während man so die ganze Schönheit trinkt, flattern einem die Meisen und Finken nur so um den Kopf. Gesegnet sei mein Einfalt, der mich hieß, vor ein paar Wochen eine Tasche voll Erdnüsse zu kaufen. Mit Hilfe einiger Ueberreste habe ich bald Freundschaft mit einem Kohlmeisenpärchen geschlossen. Die beiden fressen aus der Hand oder bringen die süße Frucht irgendwo hin schnell in Sicherheit. Nur die Buchfinken halten's mit der alten Ritterweisheit: ein Schritt vom Leibe. Sie führen das Leben eines Hofjägers. Schmettern ihre Läufe vor den Augen des

Bergsteigers und warten auf des Sängers Lohn. Aber an diesem herrlichen Maitag hätten sie auch so den Schloßberg mit ihrem reinen Jubel erfüllt, weils der Herrgott so haben will. Drosseln schlagen zu hunderten im Gebüsch. Ein Zaunkönig turnt an einem Zweig. Eichelhäher schimpfen in den Spitzen der Fichten — immerhin sollten sie wissen, daß der Schloßberg kein Ort ist, sich über unerwünschten Besuch aufzuregen.

Um den Dom ist Marktbetrieb. Von oben her wirkt er wie Spielzeug aus dem Baukasten. Aber unten ist man auf einmal mitten im schwäbischen

nen Bischof tanzen sie auf den Zeichen seiner Würde herum und dem Augustinermönch Berthold Schwarz, dem man hier ein Denkmal gesetzt hat, spielen sie besonders übel mit. Sie lassen an Haupt und Kapuze, höflich gesagt, kein heiles Haar. Und war doch ein Mann, der das Pulver erfunden hatte!

Schwarzwälder Blätter.

Von Freiburg ist's nur ein Sprung in den tiefen Schwarzwald. Man muß durchs Himmelreich ins Höllental, wo junge Arbeitsdienst-Leute braun wie die Indianer, die elektrische Bahn bauen, und ist dann im Hochland des Schwarzwaldes, der hier ganz im Schatten des Feldberges liegt. Er trägt um diese Zeit noch weiße Kappen. Auf einer Seite aber nur, wie's die Mode zufällig will.

Ich bin nicht — Gott erhalte mein Sauerland! — zum Sänger des Schwarzwaldes berufen. Aber das darf ich nicht unterdrücken: Eldorado für Wanderer! Höhenpfade und einsame Talwege

hängen. Der Jäger sagt dann, der Nebel häkelt in den Tannen! Was dabei herauskommt, kann man sich denken.

Der eingewanderte Sommergast läßt sich zunächst belehren, daß der Bauer Regen haben muß. Das ist ein Grund, der Autorität hat. Für vierundzwanzig Stunden! Hernach kommen die lauen Tröster, die zu sagen wissen, daß zuviel Sonne dem Zellaufbau der menschlichen Haut unzulänglich, daß Regenwetter an sich eine bedeutend wirksame Erholung gewährleistet und daß es eigentlich noch verhältnismäßig trocken ist, wenn man bedenkt, daß es noch mehr regnen könnte — und was der Trostwerte mehr sind.

Am ersten Regentag sind sämtliche Illustrierten des laufenden Jahres sehr heftig in Anspruch genommen. Am folgenden Tag entdeckt man in Jahrgängen der Gartenlaube aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges auch noch reizvolle Neuigkeiten. Die ersten Morgenstunden sind der Beschäftigung mit dem Barometer gewidmet. Anschließend wird jedermann auf seine geistigen Gaben untersucht, inwiefern er Skat oder wenigstens Schach spielen kann. Die Sorge ist nur, ob der „dritte Mann“ bald im Kurort erscheint.

Gemeinsam liest man die Kalendersprüche, und als die Not am größten, bot er uns außer der Mitteilung, daß man an diesem Tage zweckmäßig Kalbsbraten und saure Gurken und wer weiß was auf den Tisch bringe, folgenden Weisheitsspruch als Morgengruß:

„Laß ab mein Herz von Klagen und Sehnen.
Es scheint die Sonne durch Regen und Tränen;
Es ist kein Leben davon befreit,
Ein jedes hat seine Regenzeit
Und Tage trüb und traurig.“

Das war am Tage des hl. Florian. Ich habe den Zettel eingesteckt und den Spruch allen Leidensgenossen zur Erbauung hierher gesetzt.

Und andern Tags brannte die Sonne. Abends stiegen die Aktien der Brandsalben- und Hautcreme-Fabriken.

Bergbauern.

Die nicht gerade vom Fremdenverkehr leben, haben ein hartes Brot. Besonders die droben in den Bergen, wo der Boden mehr Steine als Korn an den Tag bringt. Der harte Kampf ums Leben durch Jahrhunderte hat diese Menschen geformt. Harte, feste Gesichter, nicht ohne einen gütigen Schein in den Augen blicken einen an. Ihr Gang ist fast immer etwas vorgeneigt, als wenn sie unsichtbare Lasten trügen, die der Fremde nicht sieht. Die Kinder, die mit nackten Füßen laufen, haben ernste Gesichter wie Erwachsene. Sonntags ist der Ernst gemildert, wenn die Frauen und Mädchen in der alten, schönen Tracht ihrer Heimat zur Kirche gehen und damit ein Bekenntnis zu diesem Stück Erde abgeben, das ihnen das Leben doch nicht leicht macht. Ein herrliches, fast zeitloses Bild: die bunte Prozession zu Fronleichnam. Die Männer schießen Böller dabei. Aber dem Herrgott ist's sicher so viel wert wie ein kunstvoller Psalm, weil er die Sprache der Herzen versteht.

Aus diesem herzhaften Volksschlag kam Albert Leo Schlageter! Die Heimat hütet sein Grab. Da kommt keiner nach Schönaue, der nicht in Ehrfurcht an seine Ruhestätte tritt und das Andenken des Helden segnet. Sein Grab ist geschmückt mit Blumengrüßen aus allen deutschen Gauen. Noch einige Male sieht man den Namen Schlageter auf Grabsteinen. Albert Leo ruht aus bei den Seinen.

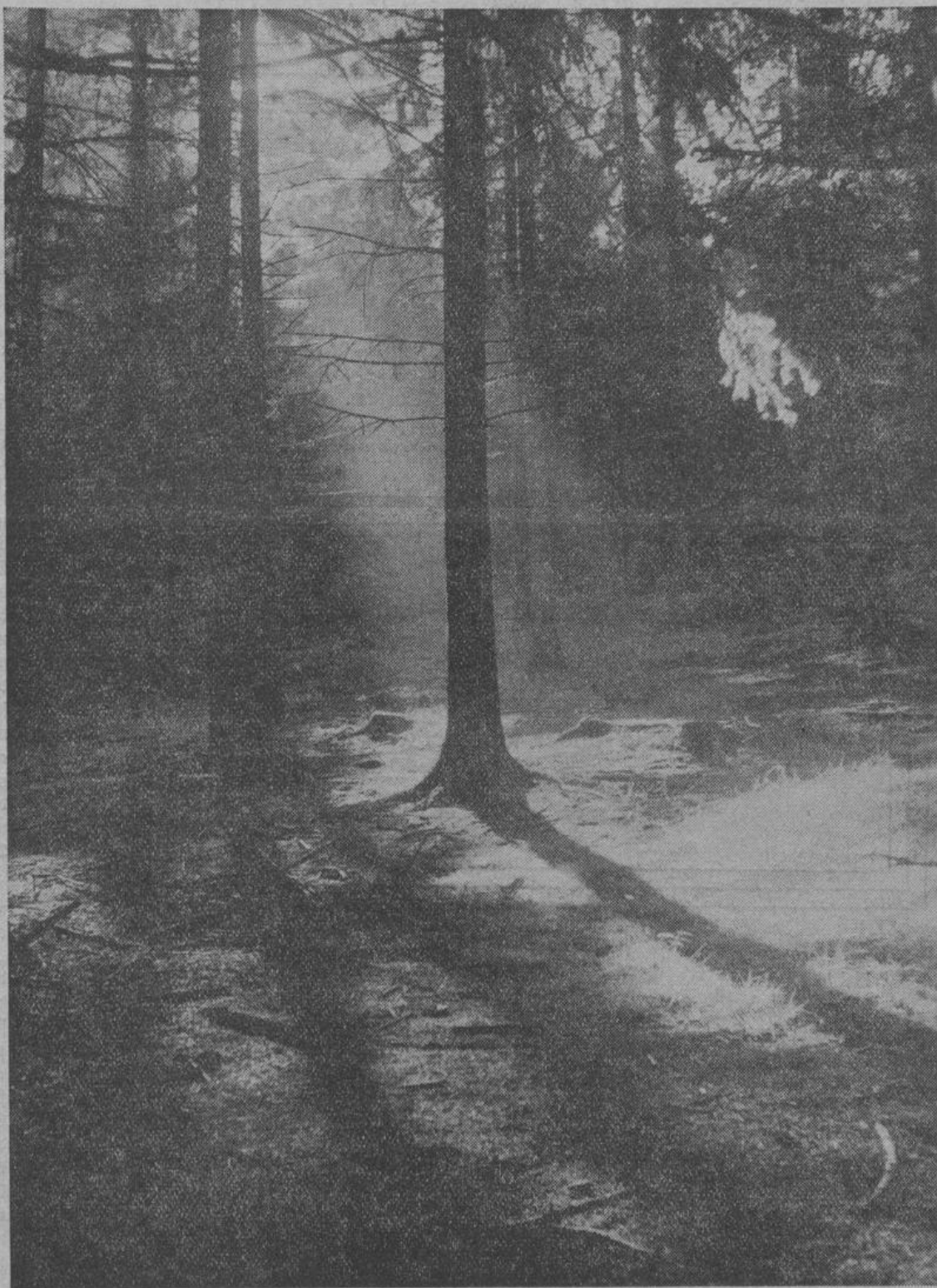
Ein junger Engländer, der in deutscher Gesellschaft reist, fragt: „Wer war Albert Leo Schlageter?“ Nicht ohne Verwunderung hört man die Frage. Bist du denn der einzige Fremdling? Ich versuche ihm klarzumachen, was 1923 war, den Einbruch ins Ruhrgebiet, den zähen Abwehrkampf. In wenigen Sätzen, was ein Engländer wissen müßte. Dann verlassen wir still den Friedhof. Niemand spricht ein Wort.

An dem hoch aufragenden Stein, den man Schlageter zum Gedächtnis auf Bergeshöhe gesetzt hat, bleibt der Blick noch lange hängen, als der Wagen schon weiter durch die Täler des Schwarzwaldes rollt.

Im Tal von Bernau wird Hans Thoma lebendig, nichts ist hier fremd: denn diese Weite der Landschaft, die Unberührtheit der Natur, das Rührende der Häuser und Menschen, das alles ist uns bekannt. Seinem Pinsel danken wir's. Und mit einiger Scheu betritt man die Orte, wo früher sein Fuß schritt.

Von St. Blasien leuchtet von weit her die goldene Kugel der Domkuppel über Fichtenspigen hinweg. Am Schluchsee bannt uns die gebändigte Kraft des größten Elektrizitätswerkes. Weltentückt und doch mitten in der Welt liegt der berückend schöne Titisee und das liebliche Hinterzarten. Ein Motor und ein Wagen — Namen sind Schall und Rauch — und ein Fahrer dazu, vermittelten diese Kette von Schönheiten und machten das Andenken an den Schwarzwald in unserer Erinnerung unsterblich. —

Frit Schumacher.



Sonne im Fichtenwald

Volk. Nein, ich wollte eigentlich nichts kaufen, aber die Diskussionen an den Marktständen interessierten mich. Deshalb trat ich näher an einen Stand. Und wenn ich für jedes Wort eine Mark bekäme, ich könnte keins hier wiedergeben. Aber ein neuer Einblick in den Reichtum deutschen Volkstums war nicht zu teuer mit dem Honorar bezahlt, das ich in Gestalt einer Tüte frischer badischer Kirschen heimtrug.

Den Wasserspeiern rund um das Münster müssen weniger zufriedenstellende Erkenntnisse kommen, denn solch grimmigen Gesichtern begegnet man nicht häufig. Oder sollte sich ihr Antlitz deswegen so verzerren, weil sie aus beruflichen Gründen soviel Wasser schlucken müssen, während rings um den Domplatz die lauschigen Weinstuben zu anderem Trunk einladen. — freilich darf man nicht wie sie von Stein sein.

Der Clou mancher Reisenden, wenn sie mit Erinnerungen prunken, ist meistens ein Bild, das sie, umflattert von den Tauben von St. Markus in Venedig, zeigt. Ich will den Beruf der Wasserspeier vom Freiburger Münster ergreifen — horribel die dictu! — wenn man mit den Tauben vom Domplatz nicht gleiche Scherze treiben kann. Sie sind so zutraulich wie die Venediger. Und despektierlich betragen sie sich! Dem frommen steiner-

führen ihn abseits allem Straßenbahngeklengel durch die dunklen Berge, durch Wiesen, die mir zum erstenmal die Metapher vom „bunten Teppich“ als natürlich erscheinen ließen, unter Riesenfichten, die an Jahrhunderten tragen, an romantischen Bergseen, deren dunkles Bild mit Geheimnissen übersättigt ist, an hellen, sprudelnden Bachläufen vorbei, die alle tausend Meter eine neue Mühle treiben müssen, und an sauberen Schwarzwaldhäuschen, bei denen man „direkt mang“, wie mein Berliner sagt, mit dem Wagen auf den Heuboden fahren kann. Aber auf's Dach lassen sich die Leute deshalb noch lange nicht steigen.

Jeremiade im Dorf.

Es ist bekannt und doch wieder merkwürdig, wie schnell Regengüsse, wenn sie Dauerhaftigkeit auszeichnen, die schönsten Landschaftsbilder wie mit einem Schwamm auswischen können. Es regnet. Schrecken aller Portiers, Gastwirte, Kurdirektoren und Sommerfrischler! Die kleinen Quellen schwellen stürmisch an. Regenwolken treiben vom Westen her heran, als gäbe es eine Fabrik dafür. Wenn es zufällig gerade nicht gießt, hängt schwerer Nebel im Tal und bleibt, wie mit tausend Fäden festgeknüpft, in den Tannen

DAS

Dschungel rief

Zoologie-Student, Tierfänger, Urwaldjäger in liberianischer Wildnis

Copyright 1953 by Neufeld & Henius, Berlin // Nachdruck verboten

IV.

Unsere Aufgaben lagen auf zwei verschiedenen Gebieten: Tierfang, Beschaffung einer genügend großen Anzahl lebender Tiere für den Zoo — und Jagd und Präparation, Anlegen einer wissenschaftlichen Sammlung für die Museen.

Die Aufträge der Museumsherren, die eine gemeinsame Interessengruppe bildeten, erstreckten sich auf Säugetiere. Dies war insofern eine dankbare Forschungsaufgabe, als das Berliner Museum tatsächlich so gut wie gar kein Material aus den Hinterländern der Pfefferküste besaß und daher jede Art, die wir mitbrachten, von wissenschaftlichem Wert war. Das Privatmuseum stellte uns noch zwei Sonderaufgaben: Zunächst legte es Wert auf Schaustücke seltener Liberiensäugetiere, z. B. Bongo, Zebra, Kriechschuppentier, Langschwanzschuppentier. Der Hauptauftrag aber war dieser: wir sollten versuchen, eine möglichst vollständige Sammlung sämtlicher aus den Urwäldern Liberias bekannter Affenarten zusammenzubringen! Und darunter befand sich eine zoologische Seltenheit, deren Erlangung von weit höherer wissenschaftlicher Bedeutung wäre als irgendeines der vorgenannten Säugetiere: nämlich *Colobus verus*, der grüne Stummelaffe.

Eine Woche vor der Abfahrt unseres Schiffes erschien an einem regnerischen Sonntagmorgen mein Partner mit einer Klene, als habe man seinen liebsten Freund begraben, und eröffnete mir, daß er aus dringenden familiären Gründen gezwungen wäre, von der Teilnahme zurückzutreten. Man muß nun wissen, daß unsere Kabine fest bestellt war, die Ausrüstung für zwei Mann angeschafft, seine Beteiligungssumme einkalkuliert und vor allem unsere umfangreichen Aufgaben für Afrika auf zwei verteilt waren, — mit einem Wort, man hätte inmitten all der halbgepackten Koffer das große Jammer anstimmen können, so hoffnungslos sah alles auf den ersten Anblick aus.

Um es kurz zu machen, — ich kam noch gerade um die Klippe des Aufgebenmüssens herum. Am 6. Dezember zog ich nun allein aus dem Lehrter Bahnhof von Berlin nach Hamburg, und einen Tag darauf brachte mich Freund Fritzsch durch einen grauen dämpfigen Frühwintermorgen zum Hafen, wo der Dampfer qualmend hinter einem großen Verladekippen am Kai lag.

Okapia, die sagenhafte Urwaldgiraffe aus Belgisch-Kongo.

Antwerpen war unser letzter Hafen auf dem Kontinent. Hier feierte ich zum zweitenmal in meinem Leben Abschied von Europa. Diesmal in Gesellschaft, und zwar des Schiffsdoktors, der gar kein Freund von Traurigkeit war. Das dauerte die ganze einzige Nacht hindurch, die die „Sonja“ am Pier lag und war ausgesprochen ereignisreich, was indessen so wenig zum Thema gehört, das darüber an dieser Stelle keinerlei Bericht erstattet werden soll.

Anders ist es mit einer Begegnung, die ich am Tag darauf im Antwerpener Zoo hatte. Die Begegnung mit einem Tier nämlich, das einmal lebend zu schauen wohl der Wunschtraum jedes Säugetier-Zoologen ist, und dessen Anblick für mich aus bestimmten Gründen von ganz besonderer Bedeutung war.

Ich muß da aber erst noch einmal zurückgreifen.

Es war eine Woche vor meiner Ausreise. Ich saß in meinem Arbeitsraum im Zoo und schrieb an Tabellen und Aufstellungen für das Expeditionsgepäck. Da rasselte wieder einmal das Telefon: es war HJZ, ein alter Bekannter, Berichterstatter einer Berliner Abendzeitung. Wie weit das nun mit Liberia wäre? fragte er.

In zehn Tagen ginge es los, antwortete ich. Na, meinte er, dann wollten wir gleich mal ein Interview machen; ob ich in einer halben Stunde noch hier wäre? ... gut, dann käme er gleich mal herüber.

Bald darauf klopfte es: er war schon da. „Hallo“, sagte er, „nun erzählen Sie einmal! Wie sind Sie auf die Idee gekommen, warum schon als Student, weshalb nach Liberia, wieso allein, was nehmen Sie mit, wie werden Sie reisen, was wollen Sie fangen, wer finanziert? ...“ Er hatte Notizblock und Bleistift in der Hand und guckte mich erwartungsvoll an. Wir zündeten uns eine Zigarette an und dann erzählte ich, was er wissen wollte.

„Um“, machte er dann und steckte seine Zettel in die Tasche, „gibt es da in diesem Negerbusch nicht noch irgend so ein ganz sensationelles Stück Getier, so etwas Halb-ausgestorbenes, Sagenhaftes, noch nie Dagewesenes. Hinter dem Sie vor allem herjagen werden?“

„Bitte sehr“, erwiderte ich, hier wäre meine Denkschrift, in der alles zu lesen stünde; Großtierfang würde nicht meine Aufgabe sein, dazu ginge man besser in die ostafrikanischen Steppenländer; ich würde vor allem der wenig bekannten, nur selten lebend beobachteten Reptilien, Vögeln, Zwergantilopen zum Beispiel und dem grünen Stummelaffen ...

„Na ja“, meinte der Zeitungsmann, „das sind ja zweifellos sehr interessante Tiere, aber dem großen Publikum wird das wohl nicht sehr sensationell erscheinen“ ... „Der Sensationslust ihrer Leser zuliebe kann ich nun allerdings leider kein Okapi in den Liberianbusch dichten“, höhnte ich darauf zurück. Und das hätte ich nicht tun sollen.

Als ich nämlich am nächsten Tag die Zeitung aufmachte, da stand doch in dider Überschrift zu lesen, daß ein Berliner Student ausjage, das Okapi zu suchen, und zwar ins Innere Liberias und mit Hilfe des Zoo. Und

daneben war ein Bild abgedruckt, auf dem man sich diesen Anglismenschen noch betrachten konnte, der ein Tier in einem Land suchte, in dem es noch kein Christenmenschen jemals gesehen hatte, weil es nämlich bekanntermaßen etliche tausend Kilometer weiter südöstlich, im Kongo-Urwald, lebt ...

Ich bekam eine Kreuzwut, rief HJZ. an und fragte ihn, wie er in drei Deutels Namen darauf gekommen wäre, solch einen Zinnober in die Zeitung zu schreiben.

Als der am anderen Ende der Leitung endlich zu Worte kam, erklärte er, daß er sich aus gewissen Gründen doch für berechtigt gehalten habe, das Okapi als Sensation in die Überschrift zu setzen, weil ... Doch vorher soll der zoologisch weniger bewanderte Leser erfahren, was es mit diesem sagenhaften Okapi überhaupt für eine Bewandnis hat.

Das Okapi *) ist wirklich das abenteuerlichste und seltsamste lebende große Säugetier und der Wunschtraum aller Zoobesuchenden der Welt. Es lebt heimlich und zurückgezogen in den unermesslichen Urwäldern von Belgisch-Kongo, in den Gebieten des Stur- und Velle-

ändern. Jedenfalls hatte es den Erfolg, daß mich schadenfrohe und nichtsahnende Leute nach meiner Heimkehr mit dem Ausruf begrüßten: „Sehen Sie, das Okapi haben Sie aber doch nicht getrieben!“ Worauf ich dann jedesmal das alte Palaver herunterzuleiern begann, daß das Okapi nur aus dem Kongo bekannt wäre und daß es keinesfalls in meiner Absicht gelegen hätte, es in einem Lande zu suchen, in dem es überhaupt noch kein Weißer gesehen hätte.

Immerhin, gesehen habe ich ein lebendes Okapi doch auf der Liberia-Reise. Und damit sind wir wieder in Antwerpen angelangt, dessen Zoo nämlich als einziger der Welt ein lebendes Okapi hat. Dieses Monopol kann er sich leisten, weil das Sagentier eben allein in Belgisch-Kongo vorkommt und Antwerpen bekanntlich in Belgien liegt.

Mir war wahrhaftig fester als zumute, als ich das eiserne Gitter hinter seiner hohen Glasmauer im Okapihaus im ruhigen Paddock sah. Wohl dreiviertel Stunden stand ich vor seinem Gehege. Meine immer bereite Phantasie verlegte seine

Unser Deck sieht aus wie ein Zigeunerlager. In allen Ecken und Winkeln haben sich die Bräuer einquartiert, mit zerlumpten Decken, Töpfen, Kisten, Weibern und Kindern (die zum Teil als Zwischenbedienstete mitfahren). Das alles gibt ein buntes, lautes und schlecht riechendes Durcheinander; ein paar kleine Schweine, Hühner und Ziegen sind auch dabei.

Von unseren Deckstühlen aus können wir alles in Ruhe beobachten. Zwischen uns steht ein geflochtenes Rohrstuhlchen mit Whisky und Soda. Das ist nun einmal das Tropengetränk, man muß sich daran gewöhnen, ob man will oder nicht. Hier schmeckt nicht gut in der Hitze. Der freundliche Landsmann neben mir nimmt einen guten Schluck und deutet auf den urwaldbedeckten Kofel des Cape Mount-Gebirges, das düster drüben aus dem blauen Wasser steigt: „Sehen Sie, dahinter liegt für das nächste halbe Jahr Ihre Heimat. Es ist eine verdammt feuchte Gegend, sage ich Ihnen.“ — „Wieso“, frage ich: „meinen Sie das Klima oder die Eingeborenen?“ — „Beides“, antwortet er, „und dann sind Sie ja auch noch ein bißchen reichlich jung für solch eine Sache; aber vielleicht ist das auch ganz gut. Darauf kommt es an, glauben Sie mir: entweder Sie haben Talent für Afrika oder Sie haben es nicht.“ — „Ich meine das so“, fährt er fort, als ich ihn etwas fragend ansehe: „Sie mögen ein Wissenschaftler mit Nobelpreis sein, ein ausgezeichneter Jäger, mögen jedes Tier schon jetzt kennen, das da im Busch lebt, mögen den größten Strapazen körperlich gewachsen sein: Ihre Mission wird scheitern, wenn Sie den inneren, seelischen Anschluß an das Land nicht finden; wenn Sie sich seiner Eigenart, seinem anderen Lebensrhythmus nicht anpassen, seine fremde, oft genug grausame Schönheit nicht mit tiefem Glücksgefühl in sich hineintrinken können. Vor allem aber, wenn Sie den Neger nicht verstehen lernen.“

„Waren Sie schon einmal im tropischen Afrika?“ fragt er dann. „Nein“, sage ich, „nur in der Sahara.“ „Na ja, dann werden Sie auch wie die meisten, die zum erstenmal an die Küste kommen, der Meinung sein, der Neger sei so ein besseres Stück Vieh. Ich sage Ihnen, Sie werden sich wundern, was die Liberia-Neger für aufgeweckte Leute sind. Und nicht nur die in den Küstennähe, sondern auch die Urwald-Neger im Hinterland. Das ist es in erster Linie, was ich vorhin Talent für Afrika nannte: ob Sie den richtigen Ton zu diesen Naturkindern finden. Der ist nicht so einfach zu formulieren. Herrenstandpunkt muß sein. Weiße, die ihre Neger als gleichstehend behandeln, haben gesehen, was sie davon hatten. Aber mit der Knute allein — bildlich gesprochen — geht es auch nicht. Man muß eben die Gabe haben, die Seele des Negers zu verstehen, die Welt, und was in ihr geschieht, mit seinen Augen zu sehen, seinen Sinn für Ironie und für Humor richtig auszunutzen. Herrenstandpunkt auf dieser Grundlage angewandt, — und Ihre Leute gehen mit Ihnen durch dick und dünn! Aber, wie gesagt, das kann man nicht lernen. Das ist Talent für Afrika, man hat's oder man hat's nicht. Hoffentlich haben Sie's. Darauf Prost!“

Wir nehmen einen herzhaften Schluck und ich blide nachdenklich zum Land hinüber, von dem gerade wieder eine ganze Flotille von Ruderbooten auf uns zukommt. „Ja“, unterbricht mein Nachbar die kurze Stille, „so ist das mit der Pfefferküste. Hat sich nicht sehr geändert in den letzten 50—60 Jahren. Vor hundert Jahren haben sie hier noch bei Nacht und Nebel alljährlich Tausende von Sklaven in solchen Booten durch die Barre*) gerudert, zu den Segelschiffen, die sie dann nach Amerika brachten. So wie Liberia heute das Land der befreiten Sklaven ist, so hat es (und seine Nachbarländer) früher die Sklaven geliefert. Die spanischen und portugiesischen Sklavenhändler haben es schon schlimm genug getrieben. Es ist eine Schande. Noch in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hatten die Bräuer hier ihre Sklaven-depots, als der Staat der befreiten Negerklaven mitten zwischen ihnen schon längst gegründet war. Und er war ihnen obendrein natürlich ein Dorn im Auge.“ — Der freundliche Herr redet sich ordentlich in Zorn; die Whiskys haben ihn angeregt. Er ist ein alter Westküstenmann und kennt diese alten Sklavenskländer wie seine Westentasche. Deshalb unterbreche ich ihn mit keinem Wort, als er immer tiefer in ihre Geschichte hineingerät:

„Zehntausend Sklaven sollen alljährlich von diesen Küstenplätzen ausgeführt worden sein“, fährt er fort, „und 1816 gab es in Amerika 2.200.000 Neger. Kein Wunder, daß diese, als sie frei wurden, den Vantees zur Last und selber dem Elend verfielen. In jenen Jahren wurde der erste freiwillige Transport farbiger von einer dazu gegründeten Kolonisationsgesellschaft aus Amerika an die Westküste von Afrika gebracht, damit sie in ihrem eigenen Erdteil eine neue Heimat finden. Das soll noch schwere Kämpfe mit den Ureinwohnern, den eingekerkerten Negerstämmen, gegeben haben, trotzdem die neuen Ansiedler das Land gegen ein ganzes Magazin von Tauschwaren von den Häuptlingen erworben hatten.“

Es kamen dann immer mehr freie Neger von USA herüber, neue Gebiete an der Pfefferküste wurden angekauft und 1824 wurden sie als Kolonie amerikanischer Neger unter dem Namen „Liberia“ zusammengefaßt. 1847 erfolgte die Unabhängigkeitserklärung und damit wurde Liberia selbständige Republik und ist es bis heute geblieben.“

(Fortsetzung folgt).

*) Gefährliche Brandungsböen vor den lagunenartig verbreiteten Flussmündungen, die meist durch halbmondförmige Sandbänke mit einer nicht sehr breiten Durchbruchstelle in der Mitte, neben der „Barre“, vom Meer getrennt sind.

Der Gesang des Meeres

Wolken, meine Kinder, wandern gehen
Wollt ihr? Fahret wohl! Auf Wiedersehen!
Eure wandellustigen Gestalten
Kann ich nicht in Mutterbanden halten.

Ihr langweilet euch auf meinen Wogen.
Dort die Erde hat euch angezogen:
Küsten, Klippen und des Leuchtturms Feuer!
Zieh, Kinder! Geht auf Abenteuer!

Segelt, kühne Schiffer, in den Lüften!
Sucht die Gipfel! Ruhet über Klüften!
Brauet Stürme! Blizet! Liefert Schlachten!
Traget glühenden Kampfes Purpurtrachten!

Rauscht im Regen! Murren in den Quellen!
Fällt die Brunnen! Rieselt in den Weilen!
Braust in Strömen durch die Lande nieder —
Kommel, meine Kinder, kommet wieder!

Meyer

Flusses, wo es nur wenige weiße Männer bisher belauschen konnten.

Das Okapi ist die Giraffe des Urwaldes. Sein Körperbau ähnelt zwar faum der Aussehen der Giraffe, der Steppengiraffe. Mit halbblauem, gelbem Hals, plumpen, doch hochbeinigen, antilopenähnlichem Leib gleicht es geräuschlos durch das Dschungelbild seiner Heimat. Seine Körperfarbe ist rotbraun, die Keulen gebogen schwarz-weiß in horizontaler Richtung gestreift, wie auch die Unterarmgegend der Vorderbeine. Am Kopf trägt es sehr große, seitlich stehende Ohren und auf der Stirn statt Hörnern fellüberzogene Knochenzapfen.

Als im Jahre 1901 das erste Okapi im Innern des Kongo erlegt wurde, soll die Entdeckung dieser völlig neuen und unerwarteten Tierart nicht nur in der Jagdwelt, sondern auch in der großen Presse als wahre Sensation behandelt worden sein. Mit den Jahren gelangten dann mehr Felle und Skelette des Fabeltieres in europäische Museen. Alle wurden im Innern des Kongostaates erbeutet, der somit als die ausschließliche Heimat des Okapis gilt.

Dann tauchte vor einigen Jahren in einem Buch Schomburgks die Vermutung auf, daß das Okapi, oder zumindest ein dem Okapi ähnliches Tier, auch in den unerforschten Gebieten Liberias lebe. Von einem eingeborenen Jäger, dessen Angaben über die Tierwelt des Landes sich im allgemeinen als wahr erwiesen hätten, wurde Schomburgk, — wie er mir später selbst erzählte, ohne Suggestivfragen seinerseits, — die Beschreibung eines Tieres gegeben, die genau auf das Okapi paßte. Warum, knüpfte Schomburgk hier an, sollte daher nicht möglicherweise auch in Liberia, dessen weite Urwälder zum großen Teil völlig unerforscht sind, ein Okapi leben, zumal auch der Entdeckung dieses Tieres im Kongo derartige Gerüchte der Eingeborenen vorausgingen? ...

Aus dieser Vermutung Schomburgks heraus, machte nun mein Berichterstatter die Sensationsüberschrift, daß ein Berliner Student das Okapi in Liberia suche! Ich habe ihm wohl einmal von dieser Möglichkeit des Vorkommens erzählt. Nun, es war nichts mehr daran zu

Fabelgestalt in das Dämmerlicht des Tropenwaldes, tief in rotbraunem und schwarz-weißem Ausleuchten durch das Blätterdickicht an meinem Bersted vorüberweheln und weckte überhaupt mancherlei Vorstellungen und Wunschträume, die jedoch mit der hier zur Debatte stehenden Liberia-Reise gar nichts zu tun haben. —

Wie gesagt, Antwerpen war unser letzter Hafen in Europa. Am Nachmittag des zweiten Tages liesen wir aus der Schelde und nahmen Kurs auf Teneriffa. Dann kam Afrika, und damit konnte also der Expeditionsbericht beginnen. —

Bordgespräche bei Whisky und Ladungsgepolter vor der Urwaldküste.

Nach dreiwöchiger Seefahrt schaukelte unsere „Sonja“ auf der Seebe des nordwestlichen liberianischen Küstenplazes Cape Mount in der leise atmenden Dünung des Ägäischen Meeres.

Es ist höllisch heiß. Wir liegen in bequemen Deckstühlen im Schatten, der nette deutsche Herr, der seit einigen Tagen zu einer kurzen Küstenreise an Bord ist, und ich. Unten an den Ladeluken polstern und quetschen die Dampfwinde, jenseits über hochragende Ladebäume riesige Warenballen aus dem schwarzen Schiffsbauch, lassen sie oben in der Luft über Bord pendeln und in die Brandungsböen hinuntertauchen. Wir haben seit heute früh fünfzig Negerarbeiter an Bord. Das ist so ein alter Brauch hier an der glutheligen und fieberverseuchten Westküste: beim Eintritt in die Tropenzone, in Freetown, Cape Mount oder Monrovia, hört die europäische Besatzung auf zu arbeiten. Eine farbige Mannschaft wird angenommen, fährt mit bis nach Kamerun oder Angola hinunter und wieder zurück (auf der Heimreise des Dampfers) zu ihrem Küstenplatz, wo sie aufgenommen wurde. Hier geht sie an Land und wartet auf den nächsten Dampfer, der die Küste hinunterfährt. Diese Neger verstehen das Seemannshandwerk vorzüglich. Sie gehören dem alten Seefahrer- und Piratenstamm der Westküste an, den früher überläufigen Kru.

*) Okapia johnstoni (Sci.).

Das Pulver der Prinzessin

Von Karl Lütge

Vor der Kathedrale von Lima, auf den Stufen der Freitreppe, lagen in greller Sonne zerlumpte Gestalten. Sie lehnten dort nicht demütig und verloren; sie fühlten sich als rechtmäßige Herren im Land, Abkömmlinge der Inkas, Söhne der Sonne. Sie blinzelten sich ungeschlüssig an.

Aus den offenen Schallbögen des Glockenturms schwebten janzingende letzte Rufe; es klang wie flehendes Gebet. Einer der Zerlumpten lachte bitter: „So wimmern sie, die Spanier! Sie sollen nur weiter wimmern, bis der letzte von der Krankheit gewürgt ist! Nun ist die große Krankheit auch dort drüben in den Palast eingezogen; sie hält nicht inne vor den Wachen und nicht vor der Tochter des Vizekönigs und ihm selbst, und würgt und würgt —“

Die Stadt lag totenstille. Die „große Krankheit“ ging in Lima um. Die Inkasöhne mied der grausame Bürger, nur die Spanier fielen ihm zum Opfer.

„Wenn sie das Wundermittel hätten, stürben sie auch nicht“, raunten sie sich auf der Freitreppe zu. Aber dies sichere Fiebermittel, das in der Welt nur den Inkas bekannt war, durfte bei Todesstrafe niemand dem Spanier verraten.

„Ein Schuft, wer es dem König verrät!“ sagte der lange, kruppige und doch ebelgesichtige junge Mensch auf der Freitreppe vor der Kathedrale sonderbar dringend und betrachtete prüfend die Männer in der Runde. „Niemand wird es tun!“ erhielt er zur Antwort auf seine unklare Drohung.

„Da — sie holen wieder neue Opfer!“ raunte ihm einer seiner Nachbarn zu.

„Heda, ihr! Mitkommen!“ Eine Anzahl Soldaten der Leibwache des Vizekönigs, unter Führung eines blutjungen Offiziers, zwang die fünf zerlumpten Gestalten zum Weg in den königlichen Palast. Der Leibmedicus des Vizekönigs stand in der prunkhaften Vorhalle mit jähigem Blick und zitternden Händen. Er hob drohend und beschwörend beide Arme, seine Augen flackerten vor Erregung, Verzweiflung und Mitleidigkeit.

„Wie heißt das Mittel, das dies Volk gegen das Fieber anwendet, und wie kann ich es erhalten?“ sprudelte er heiser. „Wer es mir sagt, erhält tausend Sol — wer es verschweigt, wird getötet!“

Die Inkas blickten starr an dem Fragen den vorüber. Niemand gab Antwort.

„Se, ihr! antwortet!“ Dem Medicus Don Pedro fiel der schlante, sehnige junge Inka auf, „wie heißt du?“ „Huayna“, lautete die stolze Antwort.

Don Pedro besann sich. Dieser, das fühlte er, war mehr, als er schien; die Abkommen des Inka-Herrschergeschlechts lebten noch, die beiden Hauptzweige der Inkas, der Herrscher des Reiches der vier Himmelsgegenden, verbargen sich vor den spanischen Eroberern bis zu diesem Tage, und hingen trotz der strengen Inquisition ihrem Väterglauben an. „Komm du mit zur Prinzessin! Sieh, wie sie leidet!“

Mit schmalgepreßten Lippen stand nach wenigen Augenblicken Huayna vor dem Brunstbett der Tochter des Vizekönigs. Mit wachsblichem Gesicht lehnte die Prinzessin im Bett; auf den Stufen vor dem Bett kauerte ein gebeugter alter Mann mit wirrem Haar und wimmerte lassend Gebete.

„Sprich“, herrschte der Medicus den Besucher an. Huayna schwieg. Da fuhr der alte Mann aus der Kauerstellung vor dem Bett auf. Sein Blick war Drohung, Klage und Schmerz.

„Kennst du mich?“ fragte er. „Dies ist mein einziges Kind! Wenn du sie rettest, winkt dir der höchste Lohn!“

„Der höchste?“ fragte Huayna unerschrocken und stand stolz, selbst wie ein Königssohn vor den Stufen des Bettes.

„Jeder Lohn, den du selbst begehrst magst!“ Huayna senkte den Kopf. Man wußte die Veränderung, die in seinem Gesicht vorging, nicht zu deuten. Nach langem Zögern preßte er endlich hervor: „Gut, König. Ich eile, deinen Wunsch zu erfüllen! Aber vertraue mir! Gib mir keinen deiner Diener mit! Das Schicksal der Prinzessin liegt in meiner Hand — es wird sich wenden zum Segen!“

Huayna enteilte und fand den Weg aus dem Königspalast offen. Er tauchte in Gassen unter und lief. Vor einem unscheinbaren Haus klopfte er. Er schlüpfte durch einen dunklen Hof, in ein anderes Haus und wieder über einen Hof in ein geborgenes zwischen Hütten errichtetes Steinhaus mit hohen, hellen Gemächern. Er wurde dort erwartet von einigen alten Männern und einem bildschönen jungen Mädchen.

„Was bringst du für Nachrichten, Huayna?“ fragte einer der Alten düster.

„Gute, Vater! Die Prinzessin stirbt noch in dieser Nacht. Der König wird die Prinzessin nicht lange mehr überleben, auch der Medicus ist dem Tod verfallen und viele andere im Palast, ich konnte es erkennen.“ Der

Alte wandte sich an den neben ihm stehenden gebeugten, mit reichem Schmud behangenen alten Mann.

„Du hast es gehört, Garcilasso Capac — ich sanfte den Sohn selbst, um zu erkunden, wie weit die große Krankheit Macht hat, uns zu helfen! Unsere Stunde wird binnen kurzem schlagen! Erfülle nun du dein Versprechen!“

Garcilasso Capac, ein Abkomme der berühmten Inkafürsten, vollbärtiger als der ebenfalls von den Inkasürsten abstammende Huayna und sein Vater, nickte und wandte sich an die neben ihm stehende junge, schmalgestrige Tochter. „Du wirst Huayna deine Hand reichen, Juma!“

„Ja, Vater!“ Die Hände der beiden jungen Menschen packten die beiden Alten mit festem Griff zueinander und zogen sich darauf wortlos mit ihrem Begleiter zurück.

Die beiden jungen Menschen blieben allein. Die Inkaprinzessin beehrte mit sonderbarem Eifer Einzelheiten vom Besuch Huaynas im Palast des spanischen Vizekönigs zu wissen. Bereitwillig schilderte Huayna seine

verbreiteten in Lima die Kunde von dem geheimnisvollen Besuch eines schmalen, scheuen Mädchens, und der Zusammenhang zwischen diesem Besuch und der Heilung der Königs-Tochter blieb klar erkennbar.

Huaynas Vater röchelte vor Zorn und Erbitterung. Der alte Garcilasso Capac hatte mit starrem Gesicht in einer Ecke. Ein Zimmer barg, streng verschlossen, die Tochter, die, Unschlüssiges für die Inkas begangen, niemand mehr kennen durfte. „Erfülle sich ihr Schicksal!“ schrie der alte Capac sinnlos.

„Wer muß es tun?“

„Du, Huayna, du es!“

Huayna küßte Schuld durch die eigene Erzählung. Mit freier Stirn ging er den Pflichten nach. Er vollbrachte ohne Zaudern die nach dem Ehrengesetz der Inkas notwendig gewordene Tat. Sein blanker Stahl stieß in die Brust Jumas und senkte sich dann in die eigene.

Wenn der Kuckuck ruft ...

Von Johann Luzian

Horch, der Kuckuck ruft! Seit Wochen ruft der Märzhenvogel. Er ruft jenseits des Sees irgendwo in den Wäldern, und sein Rufen klingt wie aus einer anderen Welt herüber, klingt über das Wasser und die grünen

nen Kottelchen nahren, sie werden einst davonkriechen, genährt von dem Kottelchen, sie werden nicht singen und fliegen und uns Menschen erfreuen, sie kriechen stumm und emsig irgendwo hier auf dem Waldboden herum und begraben Vögel und Mäuse.

Die Sonne brennt mir auf den Buckel, ich werde schläfrig, ich ziehe meine Wade aus und rolle sie mir unter den Kopf, verstränke die Arme im Nacken und blinzele in den hellblauen Himmel. Vor mir sehe ich eine wunderbar gewachsene Fichte, ein Prachtexemplar, ein Riese und eine Schönheit. Sie ist wohl vierzig Jahre alt, nach allen Seiten ist sie ebenmäßig und wuchtig ausladend gewachsen, der Stamm ist kerzengerade, eine herrlich kraftvolle Erscheinung. Ich nehme ein Blatt Papier aus dem Stizzenbüchlein und beginne zu zeichnen, aber es ist schwer, auch nur eine Andeutung dieser Fichte auf das Papier zu übertragen, es wird eine langweilige, reizlose Skizze. Ich lasse die Zeichnerlei lieber sein. Vierzig Jahre haben an diesem Wunderwerk gebaut, Frühling für Frühling ist der Saft in dem wachsenden, festen Stamm aufgestiegen, Winter für Winter hat Sturm daran gezerrt und gerüttelt, hat Frost und biden schweren Schnee gebracht. Die Fichtenzweige haben darin gespielt oder sind vom Marber erjagt worden, Menschen haben drunter gelauert, die Fichte im Arm, schußbereit, wenn der Reibhock auf die Nüftung treten würde, haben auf die Taube gezielt, die auf dem Wipfel saß, auf den Haken in den Himbeeren, und Rehe, Tauben und Hasen sind gestorben, Menschen sind gekommen und gegangen, dieser Baum aber steht womöglich noch zwanzig, dreißig Jahre und wird älter als wir alle.

Ich träume vor mich hin, ich falle in einen dämmerigen Schlummer, die Sonne schläfert mich ein, und als ich erwache, da ist es von einem lauten, immer lauter in mein Bewußtsein tönenden Ruf: Uud-Uud! Ich reiße mir die Augen und denke, nun habe ich von meinem Wundervogel geträumt. Ruhig steht die schöne, hohe Tanne vor mir, nach allen Seiten ausladend, sich Bahn schaffend, und mitten auf ihrer schmalen Spitze, in ihrem Wipfel, wiegt sich ein taubengroßer Vogel im Mittagslicht: der Kuckuck! Nun sehe ich ihn vor mir, hinter dem ich atemlos herwar, nun ist er zu mir gekommen. Hellgrau mit blauem Schimmer ist er unter der Kette und am Hals, dunkler, grauer glänzen seine Schwingen, gesperbert ist seine Brust. Er wölbt den Hals füllend vor, seine Federn plustern sich, er schlägt leise mit den Flügeln, während er seinen Ruck ausstößt, seine Augen blicken weitem in der Runde, sie suchen das Weibchen, der Kopf zuckt vor und zurück bei jedem Uud-Uud. Ich starre durch den Fernstecher hinauf zu der Fichte, daß meine Augen brennen, aber als ich das Glas absehe, erkenne ich den Vogel, weit breitet er seine Schwingen und fliegt erschrocken, weil er belauscht wurde, weil er so nahe der bösen Gefahr, dem Menschen, war, mit rauschenden Flügel schlägen davon.

Das war der Kuckuck. Ich höre ihn ganz in der Ferne von neuem rufen. Nun habe ich ihn gesehen, habe ihn gefunden, ohne nach ihm zu suchen. Das Märchen hat sich vor mir geöffnet, es gibt den Vogel also wirklich, er ist nicht nur ein verwehender Ton, eine Folge von Terzen, die über die grünen Frühlingswälder ziehen, ist kein Märchen, das der Wald erzählt, das die Winde weitertragen über den See und das Land. Und nun denke ich auch an das, was jeder vom Kuckuck weiß, daß er seine Eier in fremde Nester legt und daß die jungen Kuckucke die andere Brut aus dem Neste werfen. Ach, es ist schade, daß ich ihn nun gesehen habe, Märchen müssen unsichtbar bleiben, dann sind sie am schönsten.

Giuseppe Von Willi Kagelmacher

Er konnte frei herumgehen und verdiente gut. Es wartete keine Frau auf ihn, Kinder hatte er nicht zu versorgen. Die gemeine Not knebelte ihn nicht. Was den Schauer mann Giuseppe Larino einam sein ließ, war der Nebel über dem Fluß Elbe, der Strom, der immer bewegt, schwappend, plätschernd, rauschend und drängend an der Schiffswand war. Jedes Schiff, für das Larino Or der hatte, schwante, er spürte es immer ein wenig fahren, wenn der Dampfer auch noch so gut an Stahlstößen vertäut war und armbide Hanfseile jede Bewegung festhielten, er fühlte das bewegte Wasser in die Ferne treiben und sich als Gefangenen im fremden Land zurückbleiben.

Die Kollegen stupften ihn oft, er solle mal was von Italien erzählen, ob der Himmel wirklich immer blau sei, die Löhne schlecht, die Mädchen feurig, und ob das Wasser den Kerlen lose läge?

Er jagte sein weniges Ja.

Und weil die Schar, die Larino umstand, wußte, daß er auf Hänfseilen nicht reagierte, ließen sie ihm die Hülle der Schwermut.

Heute war Giuseppe besonders merkwürdig. Während der Ueberfahrt im Fährboot, in der Sonne hinter den kurzen, vom kühlen Wind frisch geprügelten Wellen, sang er, sehnlich auf die Keeling gelehnt, über das Wasser hin. Der Schauer mann Larino vergaß alle Umwelt und versor sich im Klanggerausch der garten Arie, die er wohl in den sonnenburchgluteten Gassen der Kindheit empfangen haben mochte. Auch bei der Arbeit auf dem Dampfer änderte Giuseppe sein Vergnügen nicht in Aufmerksamkeits.

Er hatte die Aufgabe, Risten, die von den Klauen des Kranes gefaßt wurden, und die, in der Luft baumelnd, aus dem Schiffsbauch austauchten, über Sehbord zu dirigieren, damit die Last, richtig geführt, landen konnte. Larino sang bei der Arbeit. Seine goldenen Ohrringe schaukelten im Takt. Der Wind griff in seine schwarzen Locken.

Bald ärgerte den verantwortlichen Wizen die Unaufmerksamkeit des ausländischen Burshen. Er wurde wütend. Das Theater könne er zu Hause machen. Schon zweimal hatte der Duffel an den Troffen, welche die Last mit Maschinenteilen umklammerten, falsch gerissen. Wie leicht konnte das große Unglück fertig sein, wenn die schwere Riste aus der Höhe fiel. Doch der Wize konnte seine Zurechtweisung nicht mehr anbringen. Giuseppe hatte mit lächelndem Gesicht den gellenden Zuruf überhört, der ihn vor der ansiehenden Last bewahren sollte, die bedenklich auf ihn zuwies. Mit Schrei und dumpfem Gepolter stürzte er aus dem lieblichen Bild seiner Phantastie in den Schiffsraum.

Die Melodie war erloschen, der Gefangene in die ewige Heimat entflo.



Der Schafhirt
Zeichnung v. A. Reich

Erlebnisse und Beobachtungen und empfand dabei nicht das Grauen in den Augen von Juma, als er von der Straße der Götter sprach und daß sie gerecht und gut handelten, daß sie auch die junge Prinzessin hinrafften.

Als es dunkelte, schlüpfte über die Höhe, durch baufällige Hütten, in dunkle Gassen, eine verummte Gestalt. Die Wachen am Palast des Vizekönigs wollten die schmale Gestalt des jungen Mädchens nicht einlassen. Da hörten sie, abgerissen gestürzt: „Ich bringe Eurer Prinzessin Rettung!“

Einer der Wache brachte die verummte Gestalt mit einem Windbügel zum Vizekönig. Am Bett der Sterbenden kauerte noch der Vater. Den Leibmedicus hatte er nach Ausbleiben der unklar versprochenen Hilfe des Inkas hinrichten lassen. Nach Huayna selbst wurde in der Stadt durch ungefähre Trupps Soldaten geforscht.

„Huayna sendet mich, König“, hauchte Juma. „Er hält dir sein Wort! Hier ist das Mittel, gib es selbst deiner Tochter!“ Der engste Begleiter des Vizekönigs, Vater Barnabo del Cobo, unterstülte den König, als er mit zitternden Händen der tobnahen Prinzessin das Pulver der Inkas einflöte —

Im indrünftigen Gebet stand der Vater neben dem ansehend teilnahmslos verharrenden König. Still lehnte Juma, die Inkaprinzessin, an der Wand und öffnete mit schmalen Spalt die Augen. Als sich die Kranke regte, verhärtete sich ihr mittelüberflüssiges Herz. Es widerstrebte ihr und bereitete ihr körperliches Mißbehagen, länger gemeinsam Luft mit den Feinden ihres Volkes zu atmen. Juma entwich und gelangte auf rätselhafter Weise, unangefodeten und ohne gesehen zu werden, aus dem streng bewachten Palast.

Das Fieber verließ die kranke Tochter des Vizekönigs. Die Stadt Lima hörte es am folgenden Tage. Tags darauf wurde bekannt, daß die Prinzessin am Genesen sei. Vater Barnabo del Cobo untersuchte die Reste des Pulvers und entdeckte, daß es vom Chinabaum genommen sei. Während die Geschehnisse weiterdrängten, gelang es ihm, das Mittel selbst herzustellen und den Kranken der Stadt zu reichen und die Seuche einzudämmen und zum Ruhm des Finders des wirksamsten Fiebermittels in der Welt zu gelangen, ohne dies zur Stunde zu ahnen.

Juma, die Tochter von Garcilasso Capac, dem enthronten Inkafürsten, gelangte ungelesen wieder ins Haus und ging ihren Geschäften mit kleinem, frohem Lächeln nach. Huayna wußte sie behende aus. Aber die Wachen



Aehrenlesen

Ein Groschen - eine Million

Von Peter Poggel

Eines Abends, als ich auf dem Wege nach Hause war, überraschte mich ein heftiges Unwetter. Da ich weder mit Schirm noch Regenmantel versehen war, spähte ich umher, wo Schutts gegen die prasselnden Regenschläge zu finden wäre. Ich betrat kurz entschlossen ein kleines, niedriges Holzgebäude, aus dessen kleinen Fenstern ein sanftes Licht auf den nassen Asphalt fiel. Ueber der Eingangstür war ein kleines, bescheidenes Schild zu sehen: „Obst - Gemüse - Süßfrüchte.“

Ich stieß also die Tür zur Verkaufshalle auf und dachte: Du wirst für die Kinder ein Pfund Äpfel oder ein Pfund Kirschen kaufen, dann wirst du ein bisschen über das Wetter und die Zeitläufte reden - mittlerweile hat sich dann vielleicht das böse Wetter verzogen.

Hinter dem Verkaufstisch stand ein großer Mann. Er hatte eine mächtige Hornbrille auf der Nase. Als er mich bemerkte, legte er die Zeitung, in die er gerade vertieft gewesen war, zur Seite und fragte höflich nach meinem Begehre. Ich startete den Mann mit der Hornbrille entgeistert an. Und auch über das Gesicht des Gemüse- und Obsthändlers ging ein Zucken. Plötzlich streckte er mir beide Hände entgegen und sagte: „Wach auf, alter Freund - ich bins wahrhaftig. Du startest mich an wie ein Gespenst. Ich bin aber noch sehr lebendig. Ich bin kein Geist. Ich bin dein alter Schulfelge. Ich bin der ehemalige Stahlkönig Eberhard, der in Dutzenden von Werken tausende von Angestellten beschäftigte, dessen Schiffe den Ozean durchquerten, ich bin der Mann, der einst einer der Mächtigsten im Lande

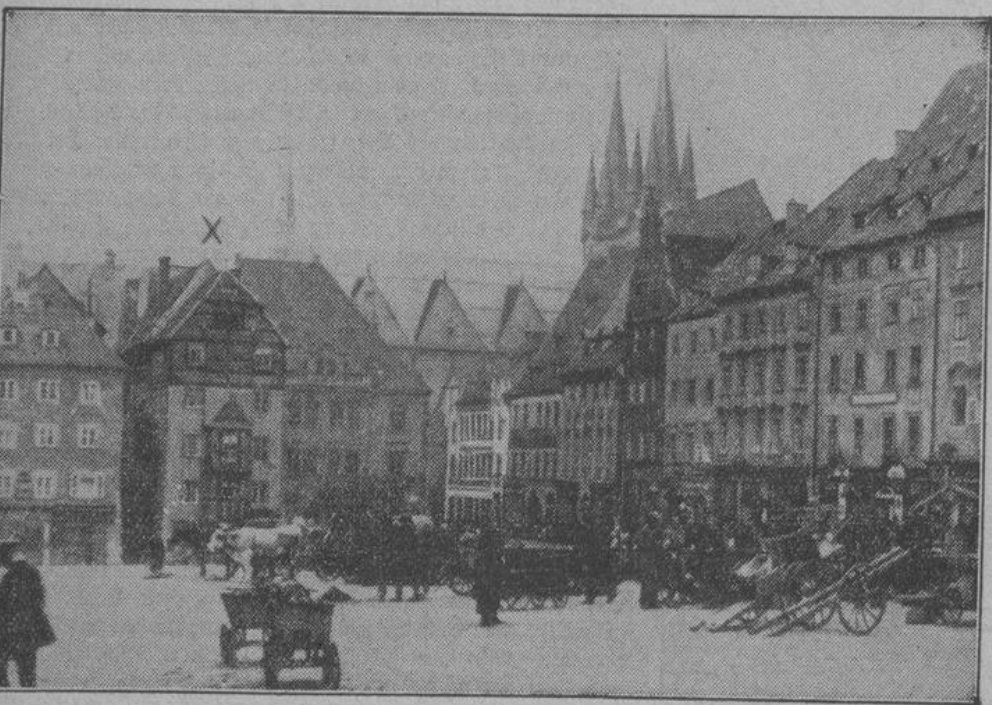
der in die Höhe getragen. Vorbei - vorbei! Das Unheil nahm seinen Weg und war nicht aufzuhalten. Einige Wochen nach unserem letzten Zusammensein in der Weinstube stand ich in einer finsternen Regenacht auf der Kanalbrücke und starrte in das träge und dunkel hinfließende Wasser. In meiner Tasche knisterten noch ein paar armselige Geldscheine. Man hatte mir angetragen, in ein fremdes Land überzusiedeln. Aber ich mochte nicht. Mein Mut und meine Lebenskraft waren zerbrochen. In meiner Seele war schwarze Verzweiflung. Ich war müde. Ich mochte nicht mehr. Ich mochte nicht mehr leben, ich mochte nicht mehr kämpfen, ich mochte nicht mehr hoffen. Ich war wie ein vom Sturm gefällter Baum, der in einer wüsten Felspalte zerschmettert liegt und dessen Saft verdorrt ist. Du ahnst, was mich auf die Kanalbrücke getrieben? Ja - ich wollte nicht mehr leben! Ich wollte hinunter in die Tiefe. Ich wollte hinunter und die nasse Flut sollte einen vernichteten Mann begraben. Der Regen fiel - Wolken jagten über den Nachthimmel - leise gurgelte und raunte das Wasser - ich rief meinen Hut vom Kopf und warf ihn in weitem Bogen auf die dunkle Wasserfläche - gleichsam als Vorboten. Der Hut schlug leise klatschend auf - in geringer Entfernung von mir bewegte sich plötzlich etwas wie ein dunkler Schatten. Ich bemerkte einen Menschen, der genau so wie ich über dem Brückengelände hing und in die Tiefe starrte. In meinen eigenen Gram und in meine eigene Not versunken, hatte ich auf nichts geachtet und meinen Nachbarn bisher nicht

Und wenn ich dieses erobert hatte, dann war ich ruhig und verlangte nichts mehr. Ich glaubte, in mir wäre alles tot und erloschen. Aber wie ein Feuerberg, der jahrzehntelang in Ruhe und Starre liegt, plötzlich und unerwartet losbricht und Flammen und glühende Gassen speit - so packte mich heute das Bewußtsein und die Erkenntnis meiner Erbärmlichkeit und schüttelte mich, wie ein Raubtier seine Beute schüttelt. Und - nun geben Sie wohl acht - der eigentliche Anstoß zum Ausbruch meiner Verzweiflung war - ein fehlender Groschen. Mir war heute so elend und so krank zu Mute - der Regen hatte mich den ganzen Tag durchnäßt, Hunger mich gequält - ich sehnte mich nach einem Lager, wo ich hätte ruhen und vergessen können. Ich hätte ein Nachtquartier haben können - aber - mir fehlte ein Groschen. Ein einziger, erbärmlicher Groschen fehlte mir. Und ich konnte die elende Münze nicht aufreiben. Ich rannte durch die nassen Straßen und lachte - lachte. Und dann überkam es mich. Die Verzweiflung. Die ohnmächtige Wut. Ich gegen mich selbst, ich gegen die ganze Welt. Ich ging zur Kanalbrücke und starrte in das Wasser. Ich hatte ein Schlafquartier gefunden, für das ich keinen Groschen geben mußte -

So sprach mein unbekannter Kamerad auf der Stein-
treppe. Ich hob ihn hoch. Ein unendliches Erbarmen
füllte mich aus. Ich streichelte sanft die grauen Haare,
ich nahm seine verkrusteten Hände und sagte: Kamerad
- sei still. Du wolltest um einen Groschen sterben - ich
um eine Million. Aber ich glaube, der Himmel hätte dir
deine Tat eher verziehen als mir. Denn dich hat die
Verzweiflung befinnungslos niedergeworfen. Mich aber
zumeist der Hochmut und der getränkte Stolz über meine
Niederlage, über meinen Sturz von der Nachthöhe in die
Armut und in das Nichts. Wir wollen glauben, Kamerad.
Wir wollen glauben, daß ein mächtiger Wille,
ein starker Befehl uns beide im Dunkel der Nacht zu-
sammengeführt hat. Ein Wille, der sagt: Dein Leben
liegt nicht in deiner, sondern in Meiner Hand. Ein Be-
fehl, der will, daß wir zwei Würgelosen uns stützen.
Komm Kamerad! Steh auf - wir wollen dem Befehl,
wir wollen der Stimme gehorchen. Wir wollen leben -
Mein Freund, der Herr der Verkaufshalle, machte eine
Pause. Er nahm seine große Hornbrille ab und säuberte
sie umständlich. Die Tür ging auf. Ein älterer Mann
trat ein, warf eine Last Gemüse und Obst auf den Laden-
tisch und schüttelte lachend die Regentropfen von seinem
Mantel.

„Da ist mein Kamerad -“ sagte mein Freund. „Wir
arbeiten zusammen. Ich verkaufe an die braven Haus-
frauen und an die Schledermäulchen - er holt von den
Märkten und von den Gärtnern die Ware herbei. Ein
prächtiger Kerl ist das, der Kamerad -“

Ich drückte meinem Freund und seinem Kameraden
kräftig die Hand und ging. Der Regen hatte aufgehört.
Eine wunderbare Kühle fächelte und ein Duft von fernen
Gärten und weiten Wäldern lag in der reinen Luft.



Wo Wallenstein ermordet wurde

Im August finden in Eger aus Anlaß des 300. Todestages des berühmten Feldmarschalls Wallenstein Festspiele statt. - Unser Bild zeigt den Altstädter Ring in Eger, wo die Festspiele vonstatten gehen. Im Hintergrund links sieht man das Haus, in dem Wallenstein ermordet wurde.

war. - - - Wach auf - alter Freund! Es ist kein Märchen. Du wolltest gewiß ein Pfund Kirschen oder vielleicht ein Pfund Pfirsiche kaufen - geht? Du bist hier richtig, alter Junge. Der Eisenkönig ist nämlich kein Eisenkönig mehr, sondern ist Herrscher in einer Verkaufs-
halle für Obst, Gemüse und Süßfrüchte - - -

Ich löste meine Hände aus den Händen des alten
Freundes.

„Mein Gott -“ sagte ich - „seit fünf Jahren habe
ich nichts mehr von dir gehört. Ich glaubte dich ver-
schollen und gestorben. Ich glaube bestimmt, es sind fünf
Jahre vergangen. Ich sah dich doch zuletzt kurz vor -“

„Du brauchst nicht zu erröten und zu stottern -“ sagte
mein Freund, der Gemüsehändler. „Du wolltest sagen:
Kurz vor meinem Zusammenbruch! Ich weiß es noch wie
heute - wir trafen uns zufällig bei einem Glas Wein.
Damals schon zitterte und knisterte der Riesenbau meiner
Unternehmungen in allen Fugen. Du hast mir aber
meine Sorgen und Ängste an jenem Abend nicht ange-
merkt!“

„Wie konnte ich denn? Du warst heiter, ich darf
wohl sagen, du warst sogar ein wenig übermütig -“

„Ja - aber es war ein bitterer Uebermut. Unter
der dünnen Dede meiner Heiterkeit und meines Ueber-
mutes brannte die qualende Frage: Was wird morgen
sein? Was wird übermorgen sein? Wird die Bank-
gruppe dir den notwendigen Kredit bewilligen, der dich
und dein Werk vor dem Zusammenbruch rettet? Und
was wirst du tun, wenn dir der letzte Kredit nicht ge-
geben wird? Was wirst du tun, wenn alles vom Stru-
del des Untergangs hinweggerissen wird? Was wirst
du tun? Was willst du beginnen, wenn -! Schau,
alter Freund - diese Fragen bohrten und wühlten in
mir, während ich lachend an dein Glas stieß und ein
Feuerwerk von Witzen aufspraseln ließ. - - -“

„Und was geschah? Ich muß annehmen, daß man dir
die Geldmittel zur Stützung deines Unternehmens ver-
weigerte?“

„Du hast Recht. So entwickelte sich meine Geschichte
und führte zum Zusammenbruch. Aber hör - der Regen
schlägt noch wild an die Scheiben meiner stolzen Ver-
kaufshalle - leh dich hier auf diese Papiertüte und gib
acht. Ich will dir erzählen. Der Schmerz und die Ver-
zweiflung der damaligen Tage ist längst vergessen und
vernaht. Jetzt spricht ein Mann zu dir, der einst ein
König geheißen wurde. Ein Mann, der nun an brave
Hausfrauen und an kleine Schledermäulchen Kartoffeln,
Spinat, Kirschen und rote Himbeerbonsbons verkauft. Ein
Mann spricht zu dir, alter Freund, ein Mann, dem trotz
dem harten Wechsel des Schicksals eine ruhige und ge-
lassene Seele geschenkt wurde. - - - Wie du schon
weißt, konnte ich die Mittel, die meinen großen Betrieb
wieder flott machen sollten, nicht erhalten. Und dabei
handelte es sich, an dem Umfang und der Bedeutung
meiner Unternehmungen gemessen, um einen wirklich ge-
ringen Betrag. Eine runde Million hätte genügt. Ich
würde aller Widerstände Herr geworden, besonders, da
gerade kurz nach meinem Zusammenbruch eine lebhaft
Konjunkturbesserung eintrat. Diese Welle hätte mich,
wäre ich noch am Steuer meines Schiffes gewesen, wie-

gesehen. Ich spähte nun - ein sonderbares Interesse war
plötzlich in mir wach geworden - ich spähte zur Seite
und versuchte, durch das Dunkel der Nacht die Gestalt
meines Nebenmannes zu erforschen. Mir war, als müßte
ich einen tiefen, schweren Seufzer hören. Dann aber
- es war keine Täuschung - schwang sich mein Unbe-
kannter auf das Eisengeländer der Kanalbrücke - ich
sah mit ganzem Körper über das Geländer und stand
nun hart am Brückenrand, durch nichts mehr von der
drohenden Wasserfläche getrennt. Mit ein paar Schritten
war ich bei dem Unglücklichen - rief ihn über das
schüßende Eisengitter und hielt ihn, der sich wehrte und
der sich zu befreien versuchte, mit harten Armen um-
klammert. Endlich wurde der Mann ruhiger. Er bat
mich um Freiheit.

Sie wollten in das Wasser? fragte ich. Warum?
Wissen Sie, daß Sie Ihr Leben nur ein einzigesmal fort-
werfen können?

Der Mann stand dicht vor mir. Mit brennenden
Augen sah er mir ins Gesicht und sagte: Nun will ich
fragen. Was suchten Sie hier um Mitternacht auf der
Brücke? Wollten Sie nicht auch Ihr Leben, Ihr ein-
zigstes Leben, wegwerfen? Warum? Und warum ver-
langen Sie Rechenschaft von mir? Sind wir nicht gleich-
gestellt?

Ich schob meinen Arm in den Arm des fremden Men-
schen. Ich zog ihn fort. Im Schein einer Gaslaterne
betrachtete ich sein Gesicht. Ein verträumtes, verwit-
tes und zerstörtes Menschengesicht. Ich sprach. Ich habe
kein Recht, Sie um die Ursache Ihres Beginns zu
fragen, wenn ich selbst schweigen wollte, sagte ich. Wir
sind Kameraden der Not geworden. Und beide lodte die
Tiefe. Hören Sie, Kamerad, was mich auf die nächt-
liche Brücke und zum dunklen Wasser getrieben hat.

Und dann erzählte ich meinem unbekannten Genossen
meine Geschichte. Ich erzählte ihm die Geschichte meines
Lebens, meiner Arbeit, meiner kühnen Pläne und stolzen
Werke. Und dann erzählte ich ihm von dem großen Zu-
sammenbruch. Ich erzählte ihm von der elenden, von
der erbärmlichen, von der einen fehlenden Million. Von
der einen Million, die mich gerettet hätte. Und als ich
mit meinem Bericht zu Ende war, schloß ich mit der
Frage: Begreifen Sie nun, daß ich - auf die Brücke
gehen mußte? Begreifen Sie, daß ich hinunter mußte
in die Tiefe?

Mein Gefährte gab keine Antwort auf meine ein-
dringlichen Fragen. Er setzte sich auf eine Steintreppe,
stützte den Kopf in die Hände und mit gebeugter Stirn
ließ er verflatternde und abgerissene Worte an mein
Ohr kommen.

Ich war immer ein Gehefter - so sprach der Fremde
- immer ein gehegtes Tier. Ich kannte keine Heimat.
Kein Glück. Kein Lächeln. Nicht Vater und Mutter.
Nicht Schwester und Bruder. Keine Ruhe - kein Auf-
atmen in Frieden. Als Kind herumgestoßen - als Mann
gequält und verstoßen, immer die Hegepeitsche der Not im
Nacken. Ich habe alles getragen - Not! Elend! Kum-
mer! Angst! Durst und Hunger! Alles getragen. Bin
hart geworden wie Stein. Ausgeglüht wie Schlacke.
Jahrrelang so dumpf und ohne Gefühl dahingelebt. Im-
mer nur auf der Jagd nach dem täglichen Stück Brot.

Das Schwanenwunder

Von Liesbet Dill

Es war ein alter Frankfurter Schwan aus der Kur-
fürstlichen Porzellanmanufaktur des 18. Jahrhunderts,
ein Erbstück, das in einer Vitrine im Salon meiner
Freundin Katharina den Ehrenplatz einnahm. Er war
ein Vermögen wert, und jeder bewunderte ihn, der etwas
von Porzellan verstand. Und Kathinka, so sorglos sie
auch mit anderen Dingen umging, zum Beispiel mit Geld,
Zeit und Daten, und die es noch nie fertig gebracht hatte,
vor dem Aufgehen des Vorhanges im Theater zu sitzen,
oder mit einem Zug zu fahren, mit dem sie fahren wollte
- ihren Schwan hielt sie in Ehren. Sie staunte ihn so-
gar zuweilen selbst ab.

Mit seinem milden, sahnefarbenen Gefieder stand er
in stolzer Haltung zwischen Chinesen, Kavaliern, Lie-
bespaaren, Bettlern und Schächerinnen aus Porzellan
und sah mit seinen Knopfaugen immer verwundert und
ernsthaft drein. Es war ein vornehmer Schwan aus einer
guten, alten Schwanenfamilie, gekemelt mit dem Mo-
nogramm eines pfälzischen Kurfürsten.



Große Hochzeit bei kleinen Leuten

Eine interessante Hochzeit, die Trauung eines Liliputanerpaars, fand im Wiener Stephansdom statt

An diesen Schwan dachte ich natürlich nicht, als mich
Kathinkas Depesche an einem Sommermorgen aus dem
Schlaf schreckte: Ankomme am 3ten, 12 Uhrzug, bitte sei
am Bahnhof, habe Dir Wichtiges zu übergeben. . .

Kathinkas Depeschen kamen meist in der Nacht an,
da sie bei ihrem erregten und von tausend unvorher-
gesehenen Zwischenfällen durchsetzten Leben meist zu ihren
eigenen Angelegenheiten erst gegen Abend kam, und dann
schickte sie, da sie Briefe nicht schreiben konnte oder wollte,
Depeschen, oder sie rief an. Meist aus ihrem Bett.

Ich ging also am 3ten zur Bahn, der Zwölfuhrzug aus
der Richtung Berlin brauste in die Halle von Halle, aber
ich sah keine Kathinka. Sie wird wieder einmal nicht
fertig geworden sein, dachte ich, ging heim und wartete

Eine schiefe Angelegenheit

Obwohl der schiefe Turm in Pisa der bekannteste ist,
gibt es aber doch noch eine ganze Reihe von ähnlichen
schiefen Türmen, so in Vrbova bei Bad Piestan,
der heute noch als Feuerwehrwachtstube benutzt wird

auf eine zweite Depesche, die aber nicht eintraf. Plötzlich
fiel mir ein, daß Kathinka ja auch den Nachzug gemeint
haben könnte, und ich begab mich um Mitternacht wieder
zur Bahn, nachdem ich mich auf dem Kalender überzeugt
hatte, daß heute tatsächlich der 3te war. Der Zug kam
an, aber es erschien keine Kathinka. Diesmal war ich
böse, denn man geht nicht gern umsonst um Mitternacht
auf einer entlegenen Bahnhof.

Nach drei Tagen kam ein Brief von Kathinka aus
Oberammergau. . . „Weshalb bist Du gestern nicht auf
dem Bahnhof gewesen? Auf Dich kann man sich nie ver-
lassen. Hoffentlich hast Du meinen Schwan bekommen,
den ich, da Du nicht da warst, einem Botenjungen über-
geben mußte. Ich möchte ihn nicht in meiner Wohnung
lassen, während ich verreise. Halt ihn in Ehren. Den
Wachstuchhut, den ich beilegte, kannst Du behalten. Er
steht mir nicht. Vielleicht steht er Dir. . .“

Ich fuhr bestürzt zum Bahnhof, durchsuchte die Fund-
büros und Packräume, ich fragte alle Beamte, aber nir-
gends hatte jemand einen Schwan gesehen. Ich lief in die
Stadt zu anderen Fundbüros, aber auch dort war der
Schwan nicht angekommen. Ich ging zur Polizei, ich be-
schrieb den mir bekannten Schwan ausführlich, aber es
half nichts, der Schwan war fort. - -

Daß Kathinka das Datum ihrer Ankunft wieder einmal
verwechselt hatte und erst am nächsten Tage durch Halle
gekommen war, war in diesem Falle nebensächlich, es
handelte sich um ihren Schwan, ihr Erbstück, das Kost-
barste, das sie besaß, das sie mir anvertrauen wollte, das
ein Vermögen wert war. Wenn mirs mal ganz schlecht
geht, kann ich von meinem Schwan ein paar Jahre leben,
sagte sie immer. . .

Nach verzweifelter Umherirren kam ich endlich wie-
der in das Fundbüro des Bahnhofs. Diesmal war ein
anderer Beamter da. Ich fragte nach dem Boten, der
einen Schwan abgegeben habe.

„Einen Schwan?“ sagte der Herr. „Ne, meine Dame,
Tiere nehmen wir hier nicht an.“

„Er ist aus Porzellan“, sagte ich, „in einer Schachtel
und ist von einem kleinen Jungen abgegeben worden.“

Ringsum türmten sich Berge gefundener Gegenstände.
Nur mein Schwan war nicht dabei. Plötzlich sah ich eine
hellblaue Hutschachtel in der Ecke, die mir bekannt vor-
kam.

„Was ist denn in der Schachtel dort?“ fragte ich.
Der Herr schaute hin. „Ach so“, sagte er, „die Hut-
schachtel mit was Schönerem drinne. . . die hat mir
heute früh hereingebracht, die steht schon seit vorgestern vor
der Tür zum Wartesaal dritter Klasse. . . Die muß einer
stehen gelassen ham. . .“ Er öffnete sie. . . und mein



WOCHENEND

Die Industriestadt im Grünen

Zur 1100-Jahrfeier der Stadt Castrop-Rauxel

Wenn jemand eines Tages aus beruflichen oder sonstigen Gründen gezwungen ist, seine „Zelte“ in der 58 559 Einwohner zählenden Mittelstadt Castrop-Rauxel, der das Eingemeindungsgeleß des Jahres 1926 aus zehn ehemaligen selbständigen Gemeinden zwischen Dortmund, Bochum und Herne Existenz- und Lebensrechte gab, aufzuschlagen, den zieht es, offen gestanden, zunächst nicht sonderlich stark hierher. Den

36 300 000 Quadratmetern großen Grubenfeldern der Zeche Erin, Graf Schwerin, Viktor und Idern in harter Werktagarbeit „schwarze Diamanten“ graben, hinreichend Gelegenheit, mitten im Herzen des Industriegebietes, täglich die hier so notwendige Gesundheitsfürsorge ohne besonderen Kostenaufwand praktisch zu betreiben.

Den eigentlichen Anlaß zur 1100-Jahrfeier unserer Stadt, die am heutigen Sonntag mit einem Fest-

legen, füllt die Deiningerhauser Stadtrand-siedlung aus, die den gelungenen Versuch darstellt, erwerbslose Bergarbeiter zu bescheidenem Eigenbesitz und zur Wiederverbindung mit der heimatischen Scholle zu verhelfen.

Die Altstadt Castrop mit dem mehr behaglich-mittelalterlichen Bürgerinn hat im Norden der Stadt aus den ehemaligen Gemeinden Rauxel, Habinghorst und Idern, die der Volksmund mit Rücksicht auf die gottlos hinter uns liegenden „Eingemeindungsämpfe“ kurz nach dem Besitz der hier liegenden Industrieanlagen „Alldörferstadt“ nennt, den eigentlichen industriellen Gegenpol. Hier hat auch der durch seine Viktor-Bauten bekannte gewordene Essener Architekt, Professor Fischer, in den Jahren 1922–1925 die moderne, aus dunkelroten Klinkerstein-Mauernwänden bestehende St. Antonius-Kirche hübsch in das Landschafts- und Straßenbild Iderns komponiert. Die Kirche hebt sich mit den umgebenden Grünanlagen und Baumgruppen malerisch vom Gesamtbild des Marktplatzes ab. Dem dreißigjähigen Kirchenbau, der am Pfingstfest des Jahre 1925 benediziert wurde, ist nach Süden ein rechtstetiger stumpfer Turm vorgelagert, der in seiner markigen Behäbigkeit an die Türme der alten Wehrkirchen Norddeutschlands erinnert.

Wenn auch die Industrieanlagen der Jubiläumstadt, — die in der Altstadt liegende Zeche „Erin“ kann sich rühmen, der älteste „Bütt“ zu sein, der im Jahre 1930 einen völligen modernen Ausbau erfahren hat, — in jeder Weise den technischen Erfordernissen der Neuzeit angepaßt worden sind, so hat die wirtschaftliche Depression der letzten Jahre auch in der „Industriestadt im Grünen“ zahlreiche Berg- und Industriearbeiter zur Arbeitslosigkeit verurteilt. Einen zunehmenden Beschäftigungsstand zeigte dagegen die mit der Verarbeitung der Nebenprodukte der Kohle beschäftigten chemischen Industrie, die als Rütterswerke, Stäbelfabrik und Gesellschaft für Teerverwertung etwa 1200 Arbeitern und Beamten Arbeit und Brot geben. Ein ebenso objektives wie anschauliches Bild über die Produktion aller Industriezweige in Castrop-Rauxel vermittelt in den Jubiläumstagen die Heimatausstellung in der früheren Altstadtschule, deren Entstehung und klare Gliederung in den Abteilungen: Archiv — Urzeit — Geologie, Paläontologie — Industrie — Landwirtschaft — Gewerbe und Handwerk — Handarbeiten — Heimische Kunst, der Initiative von Oberbürgermeister Dr. Anton zu danken ist und die den Grundstock für die bis zur Mittelstadtergründung zurückliegenden ersten Bestrebungen zwecks Gründung eines Heimatmuseums für die Stadt Castrop-Rauxel erfreulicherweise gelegt hat. Die Ausstellung hat auch durch maßgebende auswärtige Stellen eine sehr günstige Beurteilung erfahren, die in erster



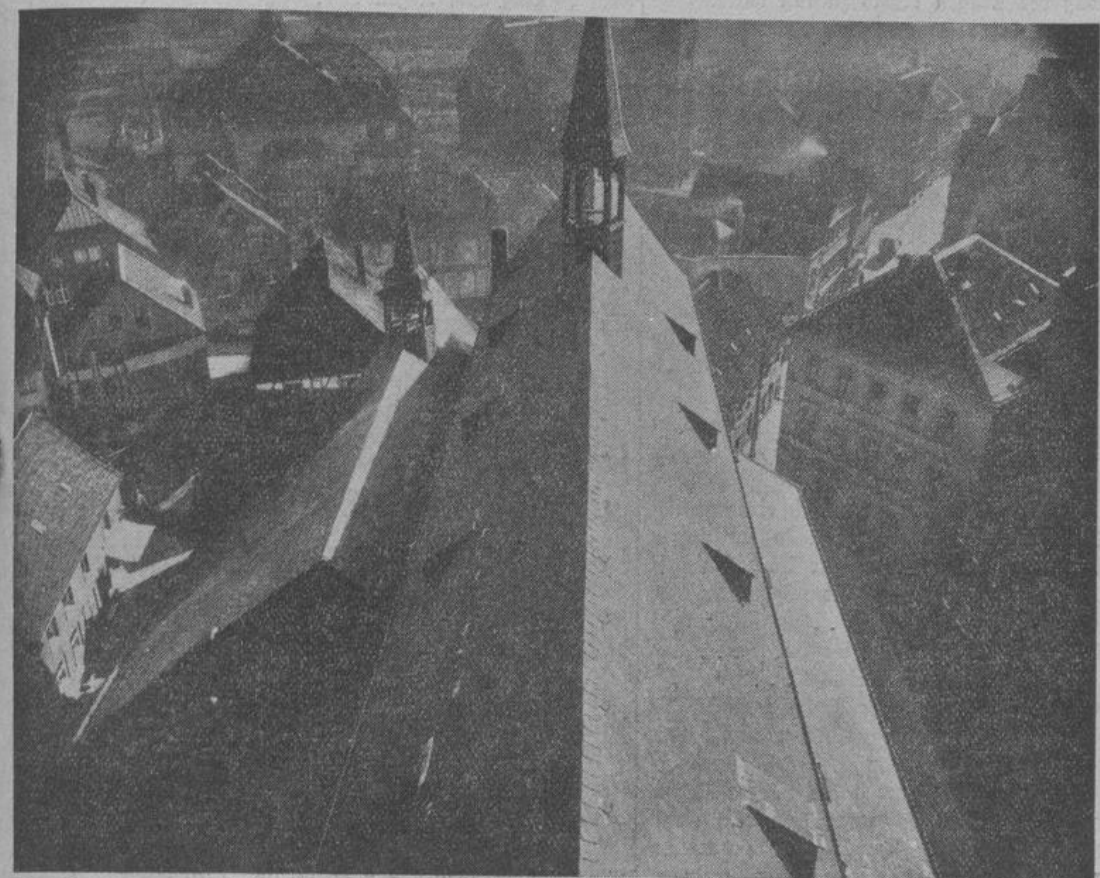
Die St. Antonius-Kirche in Ickern

Linie auf den Raum 2 wegen seiner instruktiven Gestaltung zutrifft. Man darf schon heute sagen, daß das zwar mit geringen Mitteln — im städtischen Haushaltsplan hat der Regierungspräsident 400 Mark für diesen Zweck bewilligt — umso mehr aber mit Idealismus und Opfermut jetzt begründete „Heimatmuseum“ eine der schönsten Gaben im Jubiläumsjahre an die Stadt und ihre Bevölkerung sein wird.

Bliebe noch der „Castroper Husar“ zu erwähnen. Dem zwar nicht immer bös gemeinten landläufigen Wort vom „Castroper Landsturm“ haben die Castrop-Rauxeler selbst eine mehr glaubwürdigere Erklärung des im übrigen unerforschten Ursprungs gegeben. Sie wollen diese Bezeichnung nach einem Ausspruch des Preussischen Königs Wilhelm IV. im Jahre 1842, als dieser anlässlich seines Besuchs der Stadt Dortmund auch eine Reiterabordnung aus Castrop im jehigen Dortmunder Förde empfing, als Ehrename für die in kleidsamen Kitteln gehüllten, mit soldatischer Exaktheit anreitenden Castroper „Husaren“ betrachtet wissen! Der Heimatdichter Heinrich Haslinde hat in Anlehnung an eine dritte geschichtliche Tatsache den „Castroper Husar“ ins Heldische gestaltet, indem er im Jahre 1923 folgenden Bierzeiler für das Castroper Notgeld verfaßte:

Die Reiterleute mußten wohl ran an den Feind,
„Kas drop“ hat der Führer zu einem gemeint.
Der fiel beim Sturm und war sechssehn Jahr,
Und im Liede lebt er als „Castrops Husar“.

Heinz Tule.



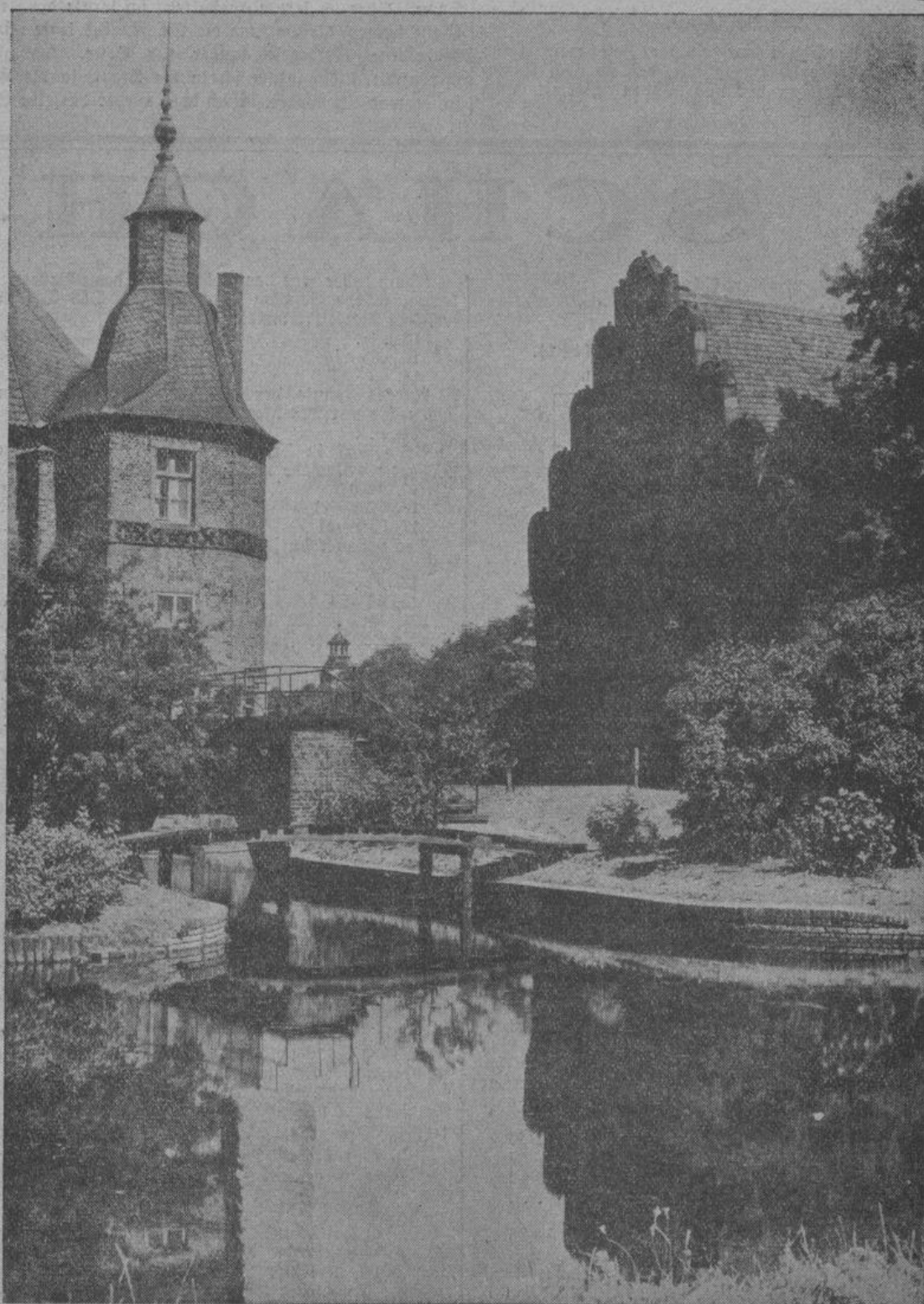
Blick vom Kirchturm der St. Lambertus-Kirche auf die 1100 jährige Altstadt

„Kohlenpott“ mit den Rauch- und Dunstwolken verbreitenden „Wahrzeichen“ kennt man zur Genüge, des weiteren ist die bekannte Geschichte vom „Castroper Husaren“ auch nicht gerade dazu angetan, die Vorliebe für solches mittelstädtische Leben, das aber laut Ausweisung der Ständesamtszahlen immer durchaus positiv gerichtet und lebendig war, zu stärken.

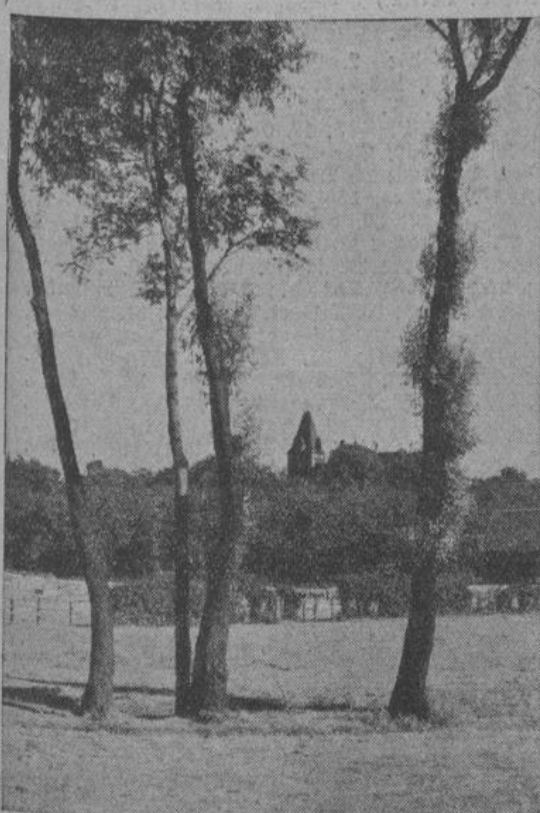
Wenige Wochen genügen jedoch, um einige fundamentale Irrtümer restlos zu klären, und um den Fremdling in jeder Weise von der gesunden Struktur, die diese aufstrebende Industriestadt tatsächlich besitzt, überzeugen zu können. Spaziergänge in den winkeligen Gassen der Altstadt Castrop, durch die Laubwälder des Grutholzes, Castroper Holzes, in Bladenhorst, ja selbst in dem seit den 90er Jahren eine typisch „amerikanische“ Entwicklung erlebten nur von 25 Prozent Westfalen bewohnten Idern, bestätigen den für eine werktätige Stadt immerhin noch schmeichelhaften Ehrennamen „Industriestadt im Grünen“ als durchaus am Platze. Hat hier doch, sowie auf zahlreichen aus einer weitläufigen Kommunalpolitik der letzten Jahre geborenen Grünflächen und Erholungsplätzen, von denen die Anlagen mit dem Gondelteich am städtischen Freibad in der Altstadt auch wohl „großstädtischen“ streng-kritischen Maßstäben gerecht werden können, die luftthungrige Industriebewohner, deren rund 6000 noch in Arbeit stehenden Bergarbeiter in den insgesamt

alt und einem großen historischen Festzug ihren Höhepunkt erreicht, bildet die jetzt noch wie eine Kleinbürgerliche, im Schatten der aus mächtigen Sandsteinquadern erbauten St. Lambertus-Kirche liegenden Altstadt Castrop. Die Historiker haben ihre erste urkundliche Namensnennung im Jahre 834 festgestellt, und die heutige Jubiläumstadt soll nach den Ergebnissen der Geschichtsforschung sich aus der ehemaligen „villa castorpe“ über die dörfliche und später kleinbäuerliche Siedlung entwickelt haben. Zwar sind wir in Castrop-Rauxel nicht in der glücklichen Lage wie andere Städte unseres Vaterlandes, die bei solchen Stadtjubiläumsfeiern auswärtigen Besuchern mit Zeugen aus der ältesten Geschichte aufwarten können. In der Altstadt sind nur noch Reste des alten katholischen Hallenkirchleins, das 1250 erbaut wurde, im sog. alten Teil der heutigen, nach den Plänen des Diözesanbaumeisters Guldenspennig im Jahre 1890 erbauten St. Lambertus-Kirche erhalten. Hier ist in einer vergitterten Wandnische auch noch das stilvolle gotische Sakramentshäuschen aus alter Zeit zu sehen. Weiter gehört eine vierhundert Jahre alte goldene Monstranz, die im gotischen Spitzenturm die Gestalt des Schutzpatrons der Altstadt, des hl. Lambertus, zeigt, zu den kostbarsten Schätzen der St. Lambertus-Kirche, die durch frommen Sinn und Opferfreudigkeit der Gemeindeglieder im vergangenen Jahre eine künstlerisch wertvolle Ausmalung und Restaurierung durch Kirchenmaler Klotz-Gelsenkirchen erhielt. Vom Turm der St. Lambertus-Kirche blickt man auf den Kern der Altstadt, den „glücklichsten Winkel“ der Stadt, den alten Biesenfeld mit zahlreichen Fachwerkhäusern aus dem 17. und 18. Jahrhundert, herab.

Zeilen uns auch, wie gesagt, aus der älteren Vergangenheit jegliche Zeugen, so sind frühe Jahrhunderte mit einer Reihe von Schlössern und Wasserburgen auf Castrop-Rauxeler Gebiet vertreten, die noch heute, neben dem in Deutschland einzigartigen Reiterbrunnen auf dem Altstadt-Marktplatz, der das Werbebild für die 1100-Jahrfeier abgegeben hat, zu den Hauptsehenswürdigkeiten zählen. Sie sind an jedem Sonntag das Ziel zahlreicher Ausflügler von nah und fern. Da findet man immer Gäste, ob es sich nun um das gegen 1580 erbaute Schloß Bladenhorst, vor zwei Jahren als Arbeitsdienstlager wegen der in der Umgebung vorgenommenen Restaurationsarbeiten eingerichtet, um das im Jahre 1810 vom Oberpräsidenten Vinke bewohnte Haus Idern, um Goldschmiedings schmuden Herrenschloß mit einem berühmten Renaissance-Kachelofen, oder auch um das von einer Waldkluft umgebene Haus Dorloß handelt. Sie alle runden das in Wald- und Wiesenpartien aufgelockerte Landschaftsbild harmonisch ab, wenn auch ein Steinwurf entfernt, Fördertürme und Kesselhäuser unerhörtlich an die Industriestadt gemahnen. Die Talsohle im saftigen Wiesengrund, nördlich von Haus Dorloß ge-



Schloß Bladenhorst



Haus Dorloß

Heitere Welt.

Die wirklichen Fachleute.



„Große Wichtigkeit, so'n Rennen zu machen. — Aber fahr' mal dem Chef seine Schwiegermutter bloß nach der Stadt, über 30 darfst du nicht — vor jedem Huhn mußt du hupen, und kommst dann zum Kaffeeklatsch zu spät — gib's soone Zigarre!“

Der Unterschied.

Dem Marschall Suworow wurde von einem russischen Sergeanten eine wichtige Depesche überreicht. Er erinnerte sich des Mannes sogleich, denn er hatte sich einmal an der Weichsel sehr ausgezeichnet. Es war ein hübscher, stämmiger Bursche. Gern hätte er diesem weitergeholfen, doch war er der Mann, der nie ohne Prüfung eine Beförderung aus sprach. Es war nun einmal seine Art, daß er seine Leute auf Herz und Nieren prüfen mußte. Auch bei dem Sergeanten wollte er sehen, ob er nicht diesen Mann durch allerhand schlaue gestellte Fragen verwirren könnte. Er begann sein Verhör:

„Wieviele Fische schwimmen im Meer?“
„So viele, wie noch nicht gefangen sind.“
„Wie weit ist es von der Erde bis zum Monde?“
„Zwei von Ew. Exzellenz berühmten Eilmärshen.“
„Gut, gut!“ schielte Suworow, „aber noch eine Frage: Sage einmal, welche ein Unterschied besteht zwischen deinem Obersten und mir, und weshalb bist du noch nicht befördert?“

„Zwei Fragen, eine Antwort, Exzellenz — mein Oberst kann mich nicht zum Leutnant machen, Exzellenz aber braucht nur ein Wort zu sagen.“

„Du gefällst mir,“ sagte Suworow aus vollem Halse, „das Wort will ich wohl aussprechen.“

Am Tage darauf hatte der junge Soldat das Offizierspatent erhalten.

Karriere.

Während einer Parade hatte Napoleon seinen Hut fallen lassen. Ein Soldat blühte sich hierauf, hob ihn auf und überreichte ihn dem Kaiser.

Napoleon, der nicht bemerkt hatte, daß es ein Gemeiner war, bedankte sich zerknüllt. „Ich danke, Kapitän.“ „In welchem Regiment?“ fragte hierauf der schlaue, geistesgegenwärtige Soldat.

Napoleon hatte seinen Irrtum erkannt. Mit einem Lächeln auf den Lippen antwortete er: „In meiner Garde. Leute, die den Augenblick gut erfassen und die in ihrer Handlungsweise nicht verlegen sind, kann ich immer gebrauchen.“

In der Schule.

„Die Nachfolger Mohammeds wurden Kalifen genannt, und wie hieß das Land, das sie regierten?“

„Kalifornien, Herr Lehrer.“

Das macht die Hige.

„Er war so zerstreut, daß er in einen Wagen stieg, der garnicht vorhanden war!“

„Das ist noch garnichts — Krause steckte ein Streichholz an, um nachzusehen, ob er das Licht ausgemacht hatte!“

Der Vorsichtige.

„Nachdem ich Ihnen vor einiger Zeit mein Haus verboten habe, teile ich Ihnen mit, daß ich nach Kojengartenstraße 4 verzogen bin und Ihnen hiermit auch dieses Haus verbiete.“

Die Lebensretterin.

Eine junge Dame befindet sich auf einem Rosterdampfer. In ihr Ferienbuch schreibt sie folgende Notizen:

10. Juli: Der Himmel blüht freundlich auf mich herab! Der Kapitän auch!

11. Juli: Das Wetter wird stürmisch! Der Kapitän auch!

12. Juli: Der Kapitän hat mir eine Liebeserklärung gemacht! Ich bleibe standhaft!

13. Juli: Der Kapitän schwört, daß er das Schiff mit Mann und Maus in die Luft sprengt, wenn ich ihn nicht erhöre!

14. Juli: Nichts!

15. Juli: Habe 761 Personen das Leben gerettet! ...

Pfennig um Pfennig

Von Alfred Wiedenbrück

Als Jens Ridders nach vierjähriger Abwesenheit in der Neuen Welt eines Tages wieder seine alte Heimatstadt besuchte, wurde er festlich empfangen; denn Jens war ein reicher Mann geworden und kein Mensch hätte ihm dieses Schicksal in der Stadt der kleinen Leute vorausgesagt. Das Haus war klein und hatte nur zwei Zimmer, darin er mit seinen Eltern wohnte; sein Vater drehte die Seile und flocht den Hanf und Jens war öfter auf den Weiden zu treffen, einige Stunden weit auf den Hügeln vor der Stadt, wo er die Schafe über die Wiesen trieb.

Es war rein und sauber im kleinen Haus und die Mutter war tüchtig und sparsam, das wohl, aber es reichte gerade, um ein bescheidenes, langes aber schuldloses Leben zu führen.

Und nun kam Jens Ridders plötzlich als reicher Mann zurück, als Mann, von dem man wußte, daß er mit Schafen handelte und mit Wolle und große Farmen im Westen besaß.

Der Bürgermeister der kleinen Stadt führte ihn durch die altbekannten Straßen, zeigte alle Neuerungen und war sehr ergeben und freundlich. Er wußte wohl den großen Reichtum Ridders zu schätzen.

„Wir freuen uns ja alle,“ sagte er, während er den Gast in das Gasthaus führte, wo man ihm ein besonders schönes Abendsessen aufdecken ließ, „wir freuen uns alle, daß es dem armen Jens Ridders gelungen ist, den Weg nach oben zu finden.“

„Ja,“ sagte Jens, „dieser Weg nach oben ... es ist ja immer das selbe Lied, sehen Sie ... alles hängt an diesem Wunsch, alle Menschen trachten nach diesem Glück,“ sinnend schritt er weiter, blieb manchmal stehen, fragte etwas und schritt wieder weiter, wie ein Herrscher.

„Es muß doch schön sein, Herr Ridders ...“ begann der Bürgermeister wieder.

„Schön? Nein, das gerade nicht ...“

„Nicht? Ja, aber wie gelang es Ihnen dann, die goldene Leiter hinaufzusteigen? Das ist ja immer das große Geheimnis der reichen Leute, der Millionäre ... wirklich ein richtiges Geheimnis zu einem solchen Erfolg zu kommen ... es wäre sehr lebenswürdig von Ihnen, Herr Ridders, uns davon ein wenig zu erzählen.“

Ridders blieb plötzlich stehen und zeigte durch eine Gasse auf die nahe Hügelspitze.

„Sehen Sie, dort drüben, die Matten, die Wälder, die Weiden! Dort drüben hing mein Aufstieg an. Dort hütete ich Schafe. Im Wetter und im Sturm, eine schlimme Sache. Aber ich lernte aushalten; ich lernte die Art der Wolle kennen, die Gattung der Schafe. Ich legte mir das bescheidene Weideweges sauber zur Seite. Ich gönnte mir nichts. Dann kam ich in die Stadt, in die Lehre; ja, es war ein Weber. Auch dort wieder das selbe Spiel;

„Was versteht man eigentlich unter einem Affordarbeiter?“
„Einen Komponisten.“

Der Gast.

Brombeere geht in ein Restaurant. Der Kellner steht auftragsbeifolien. Brombeere studiert die Speisekarte.

„Geben Sie mir Rindfleisch nicht zu dünn und nicht zu dick, etwas gebraten, aber nicht zu viel. Dann bringen Sie einen Rinderbraten nicht zu fett, aber auch nicht zu mager, so etwas durchwachsen. Dazu ein Sauerkraut, nicht zu sauer, nicht zu süß, nicht zu weich, aber auch nicht gerade hart. Als Nachspeise geben Sie Kirchenkompott, aber keine süßen Kirchen, nicht die ganz sauren, aber doch saure und ohne Kern.“

Der Kellner nickt:

„Und wie wünschen der Herr die Zahntoilette? Barod, Empire, Kofoto oder Wiener Werkstätte?“

Sommernacht.

„Ist das der Mars, den wir dort sehen?“
„Nein, Gellebte — das ist die Venus!“
„Eigentlich fabelhaft, Paul, wie gut Du das bei der Entfernung erkennen kannst!“

Frühstück.

„Als ich die Kirchen nachzog, die mein Junge eben bei Ihnen gekauft hat, fehlte ein Pfund! Wie ist das möglich?“

„Ja, meine Dame, das kann ich Ihnen nicht sagen! Meine Waage ist jedenfalls in Ordnung! Vielleicht wiegen Sie mal Ihren Sohn ...“

Büß und Mimi.

„Dein Verlobter ist kein richtiger Gentleman!“

„Möglich — aber er ist jedenfalls mit einer wirklichen Dame verlobt, was man von Deinem Verlobten nicht behaupten kann!“

Streichkonzert.

Kurtchen geht mit Mutti spazieren. Sie kommen bei einem Neubau vorbei, wo die Anstreicher gerade mit dem Hausanstrich beschäftigt sind und dazu lustig pfeifen und singen.

„Ich weiß“, sagt Kurtchen schlaun, „die machen ein Streichkonzert, nicht?“

Sicher ist sicher.

Die Haushälterin: „Herr Professor, nehmen Sie einen Schirm mit — es zieht sich im Osten ein Unwetter zusammen!“

„Geben Sie mir lieber zwei Schirme — im Süden regnet es auch nach Regen aus!“

„Kauhsen“ Spiel.

Der Arzt: „Ihr Schienbein ist verletz! Spielen Sie denn Fußball?“

Der Patient: „Nein, Herr Doktor, — Bridg — meine Frau gibt mir manchmal leise Winke unter dem Tisch ...“

Beim Zeitunglesen.

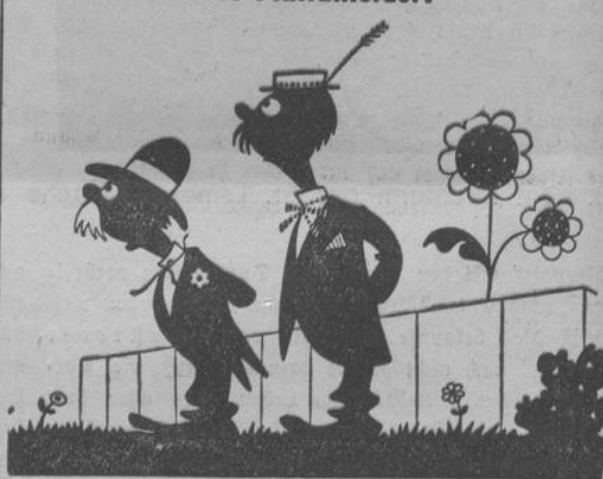
Sie: „Hör mal, hier steht, daß der englische König für zwei Millionen Mark Porzellan bestell!“

Er: „Hm ... dann hat er wohl kein Dienstmädchen?“

Als Brahms nach Frankfurt kam, und seinen Freund Bernhard Schloß besuchte, zeigte ihm dieser ein Trio, an dem er gerade die letzte Arbeit verrichtete.

Brahms nahm die einzelnen Blätter in die Hand, las die Noten, — dann griff er das letzte Blatt mit Daumen und Zeigefinger, und indem er diese prüfend hin und her rieb, fragte er gutmütig spottend: „Du, Bernhard, woher bekommst Du nur immer das ausgezeichnete Notenpapier, he?“

Die Aufschneider.



„Stehst du die Fliege dort auf dem Kirchturm?“

„Jawohl, sie gähnt gerade!“

SCHACH-ZEITUNG

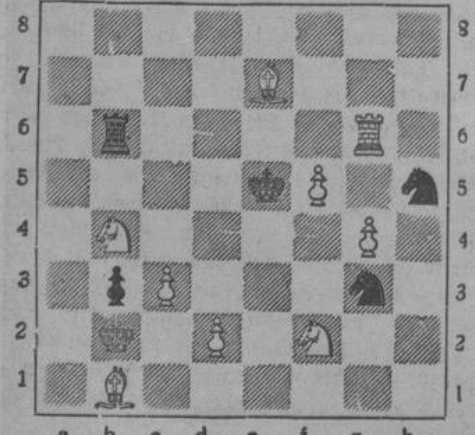
Problem-Schach.

Aufgabe Nr. 29 von S. Verholen.

(Urdru.)

Schwarz: Kd5, Td6, Sg3, Sh5, Bb3 (4+1).

a b c d e f g h



Weiß: Kd2, Tg6, Lb1, Lc7, Sd4, Sf2, Bc3, d2, f5, g4

(6+4).

Matt in 2 Zügen.

Verfehlte Partieangabe.

Partie Nr. 53. Italienische Partie.

(Gespielt im internationalen Meisterturnier zu Nienhof.)

Weiß: Reinhardt, Hamburg. Schwarz: Ahues, Berlin.

- | | |
|-----------|--------|
| 1. e2-e4 | e7-e5 |
| 2. Sg1-f3 | Sb8-c6 |
| 3. Lf1-c4 | Sg8-f6 |
| 4. d2-d3 | Lf8-c5 |
| 5. Sd1-c3 | d7-d6 |
| 6. Kc1-g5 | h7-h6 |

Damit zwingt Schwarz den weißen Läufer zu einer sofortigen Erklärung. Der Textzug scheint besser zu sein als das sonst übliche Ld6, da nach Ld6 7. Sd5 Schwarz gezwungen wäre, den Läufer gegen den Springer abzutauschen.

- | | |
|-----------|--------|
| 7. Lg5xf6 | Dd8xf6 |
| 8. Sc3-b5 | Lf8-b8 |
| 9. c2-c3 | 0-0 |
| 10. d3-d4 | ... |

Weiß sollte besser erst rochieren!

- | | |
|------------|--------|
| 11. Sd5-e3 | Lc5-b6 |
| 12. Sc3-b4 | e5xd4 |

Damit will Weiß Ld4 verhindern. Jedoch beweist Ahues im Folgenden sehr fein, daß sein Gegner bereits nicht immer das Beste gespielt hat.

- | | |
|------------|-------|
| 13. Sc3-b4 | e5xd4 |
| 14. Sc3-b4 | ... |

Raum besser war das Nehmen mit demc-Bauern; denn darauf würde Schwarz durch Dc7 13. Dd3 Td8 in materiellen Vorteil kommen.

- | | |
|-----------|---------|
| 12. c3xd4 | Sc6xd4 |
| 13. c3xd4 | Dd8-b4! |
| 14. g2-g4 | ... |

Anders konnte der c-Bauer nicht geschützt werden. Dd3 wäre mit Td8 beantwortet worden.

- | | |
|------------|--------|
| 15. 0-0 | Dh4-e7 |
| 16. Dd1-b3 | Lf8-e8 |
| 17. Ta1-e1 | ... |

Der c-Bauer durfte natürlich nicht genommen werden wegen Sg2.

- | | |
|------------|---------|
| 18. b2-b4 | Dd6-a5! |
| 19. Te1-e2 | Ld5xb4 |
| 20. Dd3-b3 | b7-b5 |
| 21. Dd3xb4 | b5xc4 |
| 22. Dd4-a3 | a7-a5 |
| 23. Da3xb6 | De7xc4 |
| 24. f2-f3 | Lc8xg4 |

Die weiße Stellung ist natürlich auf keine Weise zu halten. Auf den Textzug führt Ahues die Partie in einigen Kraftzügen zum Gewinn.

- | | |
|------------|---------|
| 25. Te2-e1 | Lg4xf3 |
| 26. Se3-f5 | Lc8-e6 |
| 27. Te1xe4 | Lc6xb6 |
| 28. We3-g4 | Ld6-g6+ |

(Nach Ann. von Meister Ahues in den „Deutschen Schachblättern“.)

Angriff und Gegenangriff.

Partie Nr. 54. Nimzowindisch.

(Gespielt bei einer Simultanvorstellung des nieder-rheinischen Spitzenpielers Bernards-Düffeldorf, veranstaltet vom Bezirk Dortmund des Schachbundes im laich. Jungmännerverband. Das Endergebnis lautet: 12+ 5= 3= für Bernards.)

- | | |
|-----------------|----------------------|
| Weiß: Bernards. | Schwarz: Westphalen. |
| 1. d2-d4 | Sg8-f6 |
| 2. c2-c4 | e7-e6 |
| 3. Sd1-c3 | Lf8-b4 |
| 4. Dd1-b3 | ... |

Diese Fortsetzung wurde früher von Weltmeister Dr. Aljechin für die nachhaltigste angesehen. Er scheint aber selbst in letzter Zeit von seinem Zug abgesehen zu sein; denn beim letzten Weltmeisterkongress gegen Bogoljubow bevorzugte er den Rubinstein'schen Zug. 4. Dc2.

Andere Fortsetzungen sind: 4. Sd3, 4. e3, ferner die zurückhaltende Spielweise 4. Dd2.

- | | |
|------------|-----|
| 5. d4-d5 | ... |
| 6. Sg1-f3 | ... |
| 7. Lf1-c4 | ... |
| 8. d2-d3 | ... |
| 9. Sd1-c3 | ... |
| 10. Dd1-b3 | ... |

Immer noch war Kd1 geboten! Auf den Textzug gerät Weiß bald in eine verlorene Stellung.

- | | |
|------------|-----|
| 11. d4-d5 | ... |
| 12. Sg1-f3 | ... |
| 13. Lf1-c4 | ... |
| 14. d2-d3 | ... |
| 15. Sd1-c3 | ... |
| 16. Dd1-b3 | ... |

Weiß hätte besser daran getan, durch evtl. Kd1 Vorkehrungen gegen die Aufrollungsabsichten des a-Bauern zu treffen. Statt dessen geht er allzu sorglos weiter seinen Angriffsplänen auf dem Königsflügel nach.

- | | |
|-------------|---------|
| 17. ... | ... |
| 18. Dd3-c3 | a5-a4 |
| 19. Dc3-b3 | Lc5-b4 |
| 20. Sc4-b6? | Lb4-e7! |

Ein Räumungszug für den Springer!

Immer noch war Kd1 geboten! Auf den Textzug gerät Weiß bald in eine verlorene Stellung.

- | | |
|------------|--------------|
| 21. Dd3-b4 | Sc6-b4 |
| 22. Dd3xb4 | a4-a3! |
| 23. Dd1-b3 | ... |
| 24. Dd1xb6 | ... |
| 25. Dd1xb6 | ... |
| 26. Sf3-b2 | Das Einzige! |

- | | |
|-----------|--------|
| 4. d4xc5 | c7-c5 |
| 5. Sg1-f3 | Sb8-c6 |
| 6. Lc1-f4 | Sb8-e4 |
| 7. Lc1-b2 | Sc4xb2 |

Hier kommen auch sehr stark Scxc5! in Betracht.

- | | |
|-----------|--------|
| 8. Sf3xb2 | Lf7-f5 |
| 9. 0-0-0 | Sb4xc5 |
| 10. e2-e3 | Dd8-f6 |

Etwas besser scheint Dc7 zu sein.

- | | |
|------------|-----|
| 11. Sd2-f3 | 0-0 |
| 12. h2-h3 | ... |

Damit beginnt Weiß, seine Vorbereitungen zu einem Bauernsturm zu treffen, um gegebenenfalls unter Bauernopfern zur Linienöffnung und zum Königsangriff zu gelangen. Schwarz muß deshalb in der Folge sehr auf der Hut sein, um seinen Gegner unter keinen Umständen zur Öffnung der g- oder h-Linie kommen zu lassen.

- | | |
|------------|-------|
| 13. Sf1-e2 | b7-b6 |
| 14. g2-g4 | f5-f4 |

Natürlich nicht f4, denn dann würde Weiß zur Öffnung der h-Linie und damit zu einem siegreichenden Angriff gelangen.

- | | |
|--|---------|
| 15. g4-g5! | Df8-f8! |
| Mit 15. ... Df7 würde Schwarz seinem Gegner widerum durch g6! Gelegenheit geben, Linienöffnung zu erzwingen. | ... |

Die Gegenattake setzt ein!

- | | |
|-------------|--------|
| 17. h3-h4 | a7-a5! |
| 18. Sc4-b4 | ... |
| 19. Dd3-c3 | ... |
| 20. Sc4-b6? | ... |

Weiß hätte besser daran getan, durch evtl. Kd1 Vorkehrungen gegen die Aufrollungsabsichten des a-Bauern zu treffen. Statt dessen geht er allzu sorglos weiter seinen Angriffsplänen auf dem Königsflügel nach.

- | | |
|------------|--------------|
| 21. Dd3-b4 | Sc6-b4 |
| 22. Dd3xb4 | a4-a3! |
| 23. Dd1-b3 | ... |
| 24. Dd1xb6 | ... |
| 25. Dd1xb6 | ... |
| 26. Sf3-b2 | Das Einzige! |

Auf b3 gewinnt Scxa2+ nicht Sd4 und Tauf auf d6.

- | | |
|------------|--------|
| 27. Dd1-b3 | La8xa3 |
| 28. Dd1xb6 | De7xd6 |
| 29. Dd1xb6 | Df8xd6 |
| 30. Sf3-b2 | La3xa2 |
| 31. Sf3-b2 | Lc8-b7 |

- | | |
|------------|--------|
| 27. Td1-b2 | Td8-h8 |
| 28. Td6xb6 | ... |

Auf 28. Tdxb7 war Lc6 29. Td6 Tc2+ 30. Kd1 Qa4! (droht Sa2 nebst folgendem Sc3+ u.w.) beachtenswert.

- | | |
|------------|---------|
| 29. ... | Ta2-c2+ |
| 30. Kc1-b1 | Tc2xd2 |
| 31. Td6xb7 | ... |

Danach gewinnt Schwarz eine Figur. Txb7 verlor aber ebenfalls wegen Txe2 31. Td4 Txc3 32. Td2 Txc3 33. Kxb2 e3-e2! 34. Td1 Td8 35. Td1 Txc2 mit leicht gewonnenem Turmpfeil.

- | | |
|------------|---------|
| 30. ... | Lb7-e4+ |
| 31. Kd1-c1 | Td2xe2 |

Aufgegeben.

Die Schlussspartie des Weltmeisterschaftsturniers.

Partie Nr. 55. Damengambit. (Gespielt als 25. Wettkampfpartie in Berlin.)

Weiß: Bogoljubow. Schwarz: Dr. Aljechin.

- | | |
|------------|--------|
| 1. d2-d4 | b7-b5 |
| 2. Sg1-f3 | c7-c6 |
| 3. c2-c4 | e7-e6 |
| 4. e2-e3 | Lc8-g4 |
| 5. Lf1-c4 | Lg4-h5 |
| 6. Sd1-c3 | Sb8-d7 |
| 7. h2-h3 | Lg4-h5 |
| 8. a2-a3? | Sg8-f6 |
| 9. e3-e4 | Lf8-e7 |
| 10. 0-0 | 0-0 |
| 11. Lc1-f4 | a7-a5 |
| 12. Lc4-a2 | Dd8-b6 |
| 13. g2-g4 | Lh5-g6 |
| 14. Dd1-e2 | Dd6-a6 |
| 15. De2-c3 | b7-b5 |
| 16. Sc3-e5 | Sb7-c5 |
| 17. Lf4xe5 | b5-b4 |
| 18. Lc5xf6 | De7xf6 |
| 19. Sc3-e3 | b4xa3 |
| 20. b2xa3 | c6-c5! |
| 21. Ta1-c1 | c5xd4 |
| 22. Se2xb4 | Lf8xb4 |
| 23. Dd8xb4 | Tf8-b8 |
| 24. Dd4-c4 | Dd6-b7 |
| 25. f2-f3 | h7-h5 |
| 26. Sc3xb4 | ... |
| 27. Tc1-c5 | Lh5-g6 |
| 28. Tc1-c1 | Lc8-b8 |
| 29. Kd1-c1 | Lc8-b8 |
| 30. Kd1-c1 | Lc8-b8 |
| 31. Kd1-c1 | Lc8-b8 |
| 32. Kd1-c1 | Lc8-b8 |
| 33. Kd1-c1 | Lc8-b8 |
| 34. Kd1-c1 | Lc8-b8 |
| 35. Kd1-c1 | Lc8-b8 |
| 36. Kd1-c1 | Lc8-b8 |
| 37. Kd1-c1 | Lc8-b8 |
| 38. Kd1-c1 | Lc8-b8 |
| 39. Kd1-c1 | Lc8-b8 |
| 40. Kd1-c1 | Lc8-b8 |
| 41. Kd1-c1 | Lc8-b8 |
| 42. Kd1-c1 | Lc8-b8 |
| 43. Kd1-c1 | Lc8-b8 |
| 44. Kd1-c1 | Lc8-b8 |
| 45. Kd1-c1 | Lc8-b8 |

Partie Nr. 56. Damengambit. (26. Wettkampfpartie, gespielt in Berlin.)

Weiß: Dr. Aljechin. Schwarz: Bogoljubow.

- | | |
|------------|--------|
| 1. d2-d4 | Sg8-f6 |
| 2. c2-c4 | a7-a6 |
| 3. Sg1-f3 | Sb8-d7 |
| 4. e2-e3 | e7-e6 |
| 5. Sd1-c3 | 0-0 |
| 6. Lf1-c4 | Lc8-g4 |
| 7. h2-h3 | Lg4-h5 |
| 8. a2-a3? | Sg8-f6 |
| 9. e3-e4 | Lf8-e7 |
| 10. 0-0 | 0-0 |
| 11. Lc1-f4 | a7-a5 |
| 12. Lc4-a2 | Dd8-b6 |
| 13. g2-g4 | Lh5-g6 |
| 14. Dd1-e2 | Dd6-a6 |
| 15. De2-c3 | b7-b5 |
| 16. Sc3-e5 | Sb7-c5 |
| 17. Lf4xe5 | b5-b4 |
| 18. Lc5xf6 | De7xf6 |
| 19. Sc3-e3 | b4xa3 |
| 20. b2xa3 | c6-c5! |
| 21. Ta1-c1 | c5xd4 |
| 22. Se2xb4 | Lf8xb4 |
| 23. Dd8xb4 | Tf8-b8 |
| 24. Dd4-c4 | Dd6-b7 |
| 25. f2-f3 | h7-h5 |
| 26. Sc3xb4 | ... |
| 27. Tc1-c5 | Lh5-g6 |
| | |

Die Stunde der Wiederkehr

Von Kurd Hornig

Sternenklar spannte sich der Himmel über das schlafende Dorf. Silberne Saaten des Mondlichts auf Ähren und Gerne. In den Baumkronen des Schulhofes wühlte der Wind, stoßweiser Atem der Landschaft, die nur schneidbar im tiefsten Frieden lag.

Da kam er wieder herangeflogen aus unbekannter Welt! Jetzt sah er die Pappeln auf dem Mühlenberge, tief bogen sie ihre Rüden, wieder und wieder; nun war er über den Gärten, ein Gatter knarrte, ein Fenster schlug — und jetzt am Hause. Auf weichen und doch herrlichen Schwingen flog er einher.

Dem alten Mann am offenen Fenster des Schulhauses flog das weiße Haar an der Stirn. Ihm war es recht. Unruhe war auch in seiner Brust, Unruhe und Bitterkeit. Wer war er? Ein alter Lehrer, vor zwei Jahren zur Ruhe geleitet, der Schulfeste verwies, zur Untätigkeit verdammte und zum Zusehen.

Er konnte sich nicht dazwischen finden. Er fühlte sich ja noch so stark, viel zu stark noch zum Ruhen! Ach, er war ja noch immer jung und gesund und vernarrt in die Arbeit; doch man zwang ihn zu ruhen.

Als man die Tür seiner Schulfeste vor ihm verschloß, da hatte er gebeten, im Schulhause, in dem er sein ganzes Leben verbracht hatte, wohnen bleiben zu dürfen. Wohin hätte er gehen sollen? Hier war seine Heimat!

Man hatte es ihm erlaubt. Da war er hinaufgezogen ins Dachgeschoß, indes der junge Nachfolger seine bisherige Wohnung bezogen hatte. Er hatte sich festgeklemmt an die Heimat, aber die Heimat hatte ihn treulos verlassen. Sie hatte sich abgewendet von ihm, zeigte ihm ein kaltes, fremdes Gesicht. — Wie vieles war anders geworden in diesem Hause, anders im Betriebe seiner Schule. Das Neue war eingezogen, das Fremde.

Am Anfang war er wohl manchmal hinuntergegangen zu dem jungen Kollegen, wenn er ihn auf dem Schulhofe stehen sah. Er hatte ihn nach diesem und jenem gefragt, hatte versucht, ihm zu raten, hatte teilnehmen wollen am Leben seiner Schule. War es denn nicht seine Schule?

Wer er hatte nur zu bald gemerkt, daß sein Rat nicht erwünscht war. O, sein Herz hatte ein feines Gehör!

Da war er hinaufgegangen in seine Dachstube, hatte die Tür verschlossen und sich verkrochen in dem, was gewesen. Und wenn in den Pausen die Kinder auf dem Hofe lärmten, da hatte er sich nicht mehr sehen lassen, und wenn er das Haus einmal während der Unterrichtszeit verließ, horchte er zuvor ängstlich, ob niemand auf dem Hofe war; dann erst schlich er leise die Treppen hinab und erschrak, wenn sie knarrten. Wie ein Dieb tastete er an der Tür zum Klassenzimmer vorüber, nur rasch vorbei! Jeder Ton, der heraustrat, traf sein Herz wie ein Pfeilschlag. So war er ein Fremdling geworden in seiner Heimat, ein Ausgestoßener, Verlassener! —

Durch die Nacht klang der dünne Schrei eines Käuzchens. Der alte Lehrer erhob sich und schloß das Fenster. Ihn fröstelte. Er hätte wohl zu Bett gehen sollen, wer wachte wohl noch außer ihm im Dorfe? Aber er fühlte, daß er keine Ruhe würde finden können. Unstet begann er in seinem Zimmer auf und nieder zu gehen.

Von der Wand leuchtete der weiße Block des Kalenders, auf den der Mond schien. Immer wieder flogen die Blätter des rastlos Wandelnden zu ihm hin, als zöge eine geheime Macht sie an. Nun blieb er in plötzlichem Erschrecken stehen. War heute nicht —? Wirklich, heute war ein Tag des Gedächtnisses für ihn: heute vor fünfzig Jahren hatte er sein Amt angetreten! Fünfzig Jahre! Wahrhaftig, er war ein alter Mann geworden — und hatte es nicht gemerkt.

Als er plötzlich müde geworden, sank er auf einen Stuhl und blickte starr vor sich hin; lange, lange Zeit. Tiefe Stille erfüllte das ganze Haus, nur vom Dachboden hörte man das leise Tappen einer laufenden Ratte.

Doch nun erhob sich der einsame Mann und öffnete die Tür des großen Wandbügels. Lange suchte er unter einem Stoß von Büchern und Papieren. Jetzt richtete er sich auf, in den Händen eine große Kladde mit steifem Deckel. Wie lebhaft strich die weiße Hand mit scheuer Gebärde darüber hin.

Es war die Schülerliste, die er vor fünfzig Jahren angelegt hatte; seine erste Schülerliste! Ein halbes Jahrhundert war verfloßen, ihm schienen es wenige Wochen zu sein. Sorgfältig wuschte er mit einem Tuche den Staub von dem großen grauen Buch, dann ging er zum Schreibtisch und legte es auf die linke Seite des Tisches. Hier hatte seine Schülerliste immer gelegen. Fünfzig Jahre lang hatte er sie immer mit der gleichen Bewegung dorthin gelegt, wenn er mittags vom Unterricht aus dem Klassenzimmer heraufgekommen war, immer mit der gleichen Bewegung an sich genommen, wenn er morgens zum Unterricht hinunterging.

Lange stand er nun und blickte verjüngt auf sie nieder. Sein Blick war abwesend, nach innen gekehrt. Vergangenheit ward ihm Gegenwart. Jetzt ergriß er die alte Mappe, schob sie unter den linken Arm und wandte sich zur Tür. Er öffnete sie und trat hinaus. Totenstille erfüllte das leere Treppenhaus, nur der nächtliche Wind pflügte an einem Fenster, das schlecht schloß. Mit leisen Schritten ging der alte Lehrer die Treppe hinab. Jetzt stand er vor der Tür des Klassenzimmers. Aber er elkte heute nicht schon vorbei, sondern trat ohne Zögern ein.

Nun stand er in dem Raume, in dem er fünf Jahrzehnte gewirkt hatte. Heller Mondschein erfüllte das Zimmer, lag auf allen Bänken und erleuchtete den letzten Winkel. Einen Augenblick stand der Greis still und schaute um sich, als überbläse sein Auge prüfend eine Kinderchar. Dann trat er auf das Pult und setzte sich. Alle seine Bewegungen erschienen mechanisch und unbewußt. Er legte die Kladde vor sich hin und schlug sie auf. Lange schaute er unverwandten Blickes in sie hinein. Er las die Namen, die seine Hand vor fünfzig Jahren eingetragen hatte. Lange, in kleinen Rufen, glitten Finger und Augen von Zeile zu Zeile, wie sie es gewohnt gewesen, wenn er Tag für Tag die Namen der Schüler auferufen hatte. „Fritz Ammann, Paul Anders, Karl Berg, Heinrich Bracht...“ Drei lange Seiten waren es, und die Namen waren ihm alle wohl vertraut. Fünfzig Jahre! War es eine lange Zeit? Nein und aber nein! Was fand fünfzig Jahre? Eine kurze Spanne nur, ein Schritt vom Gestern zum Heute.

Er blickte auf und sah das Zimmer erfüllt von sechzig Kindergehaltnen. Alle blickten auf ihn, und alle erkannte er, alle! Keines war ihm fremd geworden. Er war der

Lehrer von einst und sie seine Kinder, seine erste Schülerchar. Dort saßen sie vor ihm, die Knaben rechts, die Mädchen links, und alle sahen auf ihn, ihren Lehrer.

Und doch nicht wie einst! Die Zeit war nicht ausgeblüht. Sechzigjähriges Schicksal war ausgeblüht und hatte sich erfüllt. Die Menschenkinder, die dort wieder vor ihm saßen, waren einst aufgestanden von ihren Plätzen und hinausgeschritten aus diesem Zimmer und hatten sich von ihrem Schicksal auf einen anderen Platz stellen lassen. Sie hatten Abschied genommen von ihm und hatten ihn zurückgelassen mit der Verantwortung für sie. Und als er an diese Verantwortung dachte, fiel eine Last auf seine Seele, so schwer, daß er leise aufstöhnte.

Hatte er seine Pflicht ihnen gegenüber getan? Hatte er sie stark genug gemacht für das Leben, für ein Leben des Kampfes, des Leidens, stark für ein Leben des Glücks? Jentnerischer war die Last, die er trug. Vor fünfzig Jahren hatte er ihre jungen Seelen übernommen, heute mußte er Rechenschaft geben, ihnen und sich.

Da saßen sie vor ihm mit jungen Gesichtern; doch in ihren Augen war Alter und Wissen, und ihre Seelen waren erfüllt von dem, was ihr Schicksal geworden — und das war sein Schicksal, wie sie das ihre getragen hatten. Und danach mußte er sie fragen, in dieser heiligen Stunde, in dieser seltsamen Nacht.



Ferienrast an der alten Mühle

Sein Finger glitt glitzernd zurück zum Anfang der langen Reihe, um sie aufzurufen zum Spruch des Gerichts. Kein Füllhorn erfüllte die Klasse, kein Scharren der Füße, das er so oft getüßt; still saßen sie alle, still. Aber er mußte sie zwingen zu sprechen, einen um den andern, ihm Antwort zu geben auf die Frage: „Habe ich meine Pflicht erfüllt?“

Schwer war es, diese Frage zu stellen. Und plötzlich ward ihm bewußt, daß sie alle die Jahre in seiner Brust gelebt hatte, diese Frage, die heute laut werden mußte in der Stille dieses Zimmers, das nun zum Gerichtssaal wurde für ihn.

„Fritz Ammann, du bist der erste im Alphabet, nun sprich: Habe ich meine Pflicht an dir erfüllt?“

Sein Blick glitt nach dem Platz in der letzten Bank. Eine schmale Knabengestalt erhob sich von ihrem Sitz, ein helles Augenpaar blickte den alten Lehrer an.

„Streng warst du zu mir, doch gerecht! Was ich lernte von dir, das hab' ich geübt und bestanden im Leben. Du hast deine Pflicht erfüllt!“

Ein Seufzer der Erleichterung klang von den Lippen des greisen Mannes auf dem Lehrstuhl.

„Nun, Paul Anders, zu dir: Habe ich meine Pflicht erfüllt?“

Langsam nur und widerwillig stand der Gerufene auf. Seine gedrungene Gestalt blieb gebeugt, der Kopf mit dem wirren rotblonden Haar neigte sich der rechten Schulter zu. Er richtete sein Auge nicht auf den Lehrer, sondern blickte vor sich hin auf die Bank.

„Paul Anders, du hast mir viel Sorge gemacht. In die Ordnung der Klasse wolltest du dich nicht fügen, das Lernen war dir verhaßt. Tagelang hast du die Schule geschwänzt, hast dich lieber im Walde und auf den Feldern herumgetrieben. Immer widerstrebest du mir. Ich habe mit dir gerungen, Paul Anders, jahrelang! Als ich aber sah, daß ich nichts erreichte, wurde ich schwach. Wenn du nach zwei oder drei Summetagen wieder zur Schule kamst, sagte ich nichts mehr. Du wurdst mir selbst zum Unkraut am Feldrand, den du so liebtest; da waren so viele, die meine Mühe besser lohten! Heute steht meine Schwäche wider mich auf und klagt mich an. Nachdem du die Schule verlassen hastest, hörte ich nichts mehr von dir. Nun muß ich dich fragen: Was wurde aus dir, Paul?“

Immer tiefer war das Haupt des alten Lehrers während seiner Selbstanklage auf seine Brust gesunken; nun erhob er die Stirn, und aus seinem Blick sprach Herzensnot. „Ich ging mit den vielen, ich blieb mit den vielen — draußen, im Schlachtenob. — Ich starb gern!“

„Warum starbst du gern, Paul? War es, weil du am Leben verzweifeltest, für das ich dich schlecht gerüstet hatte?“

Durch die Schultern des Greises lief ein Beden. „Ich starb für die Heimat, für die Wälder und Wiesen, die ich liebte, für die Felder, die ich der Schulfeste vorzog trotz meines Jornes. Um der Nachsicht willen, die du gegen mich üblest: ich klinge nicht an!“

„Ich habe den Freispruch nicht verdient,“ murmelte der Alte, aber seine Stimme klang wieder fester, als er nun im Namensaufruf fortfuhr, und wurde immer freier und zuversichtlicher, da jeder seiner Schüler ihm zur Antwort gab: „Du hast deine Pflicht erfüllt.“

Der Letzte von ihnen war aufgerufen und keine Anklage war laut geworden. War es der Schimmer des Mondes oder der Widerschein inneren Glücks, der auf seiner Stirn leuchtete, als der greise Lehrer nun das Buch schloß und sich aufrichtete an seinem Pult?

Da fiel sein Blick auf den letzten Platz der hintersten Bank. Da saß einer, der war weißer als der bleiche Mondschein und blickte ihn unterwandt an. Der dort saß, stand nicht in seiner Schülerliste, aber er hatte doch unter seinen Schülern gezeihen: der Tod. Zweimal in langen Jahren hatten seine Boten würgend das Land durchstreift, und jedesmal war er selbst auch in das Klassenzimmer getreten, hatte sich bald auf diesen, bald auf jenen Platz gesetzt, den ihm der bisherige Inhaber still überlassen mußte. Ja, der alte Lehrer kannte ihn wohl.

Nun erhob sich der Tod von seinem Platz und kam langsam nach vorn. Vor dem Tische des Lehrers blieb er stehen.

„Frage auch mich,“ forderte er. Das Gesicht des alten Mannes wurde so weiß wie sein Haar.

„Auch dich?“ murmelte er. „Auch dich?“

Aber jetzt ist doch Nacht, und du willst schlafen. Da entfacht sich der Duft wie in ein Labyrinth mit Gängen und Kammern. Vergangenheit haucht dich an in der Flucht der vielen Jahre. Wie unendlich mannigfachen Geschehen kann in einem Dufte gefangen sein.

Ich war wohl neun Jahre alt. Wir wohnten damals in einem kleinen Gebirgsort, der sich mit seiner Bezeichnung Stadt zwerghaft komisch ausnahm. Zur Zeit der Lindenblüte waren wir Schulbuben ebenso eifrig wie die Bienen, aber mit Tritleitern, Asthaken und sinnlichen Beuteln. Wir pflückten und brachten sie der Mutter, die sie auf papierbedeckten Rückenblechen ausbreitete und in die Sonne stellte zum Trocknen. Das wurde dann neben Brombeer- und Waldbeerblättern der Teevorrat für den Winter.

Es war ein Sonntag, und jegliche Arbeit ruhte, auch das Lindenblütenpflücken. Der weiße Anzug mit dem Matrosenragen, der gehakt wurde wie kaum ein Kleid, hatte solche Beschäftigung ohnehin schon verboten. Wir hatten Mittag gegessen, meine Eltern legten sich schlafen, und ich entwichte zur Tür hinaus zu meinesgleichen. „Ein schwarzes Eichhörnchen“, hörte ich meine Rumpfen rufen. Sie winkten mir drüben vom Ufer des Volksmann-Bauern, wo die sieben großen Lindenbäume nebeneinanderstanden. Ich rannte hinüber. Wirklich, ein regelrecht schwarzes Eichhörnchen saß auf einem Ast inmitten der Lindenblüten. Es mußte sich von den Bergwäldern hierher verirrt haben. Aber noch niemand von uns hatte weder dort noch irgendwo anders ein schwarzes Eichhörnchen gesehen. Das war also sicher eine Seltenheit, was sich unsren Augen bot, und im Bewußtsein des Außergewöhnlichen konnten wir uns nicht genug tun zu konzentrieren und heranzurufen, wer uns nur immer Gehör schenkte.

Der breitschultrige Sesse kam, der Knecht des Volksmann-Bauern, blühte hinauf in der Richtung unsrer deutenden Arme, warf den Stummel seiner Sonntagsgigarre weg, spuckte aus, rief sich vergnügt die Hände und rannte zurück zum Gehöft. Mit eifrigen Holzschichten, Reisigbelen und einer Mistgabel kram er in die Erde, und mit kräftigem Schwung wuchtete er das erste Scheit hinauf gegen das Eichhörnchen. Noch ehe der Knüttel die Höhe erreicht hatte, war das Tierchen flugs bis ans Ende seines Astes gelaufen und saß in behendem Sprung einen Zwisch der Nachbarlinde in dem Augenblick, als das Scheit in die Blüten brach dort, wo es eben gegessen hatte. Es wäre sicher getroffen worden, denn der Sesse hatte einen sicheren Wurf. Nun aber wippte es für eine kurze Spanne mit dem dünnen Zweige durch, griff nach einem stärkeren, nach einem Ast und jagte von Ast zu Ast hinauf in die Krone der Linde, bis es unsern Augen verschwunden war. Der Sesse hatte noch schnell zwei Holzschichte nachgeworfen, die jetzt noch weniger hatten treffen können. Eins fiel zurück im Wirbel der abgeschlagenen Blüten und Blätter, das andere hatte sich quergelegt in den Zweigen und blieb oben.

Wir klopfte das Herz in fiebernder Erregung. Auch mich hatte der Taumel der Jagd ergriffen, doch meine Spannung war zwiegeteilt, und meine Wünsche neigten zu dem Eichhörnchen hin. Sie werden es niemals erschaffen, dachte ich, denn es ist zu klein. Aber neue Burtschen waren hinzugekommen, ein paar Lehrlinge und noch ein Knecht, und der Sesse hatte sich wilder erglüht. Für jede Linde bestimmte er einen Mann. Noch mehr Knüttel wurden herbeigeholt und auch noch Bienen. Er wachene hatten sich hinzugesellt, angelockt von dem wüsten Geschrei. Holzschichte flogen, die Burtschen kletterten um ihre Ehre. Jedoch das Eichhörnchen kam jeder List zuvor, es hielt sich an den Äußenzweigen, war plötzlich im Wipfel des einen, plötzlich in dem eines andern Baumes und blieb in rändiger Bewegung. Der große buschige Schweif flatterte hinter dem zierlichen Körper her, wenn es für Augenblicke sichtbar wurde.

„Kletter doch höher, Paule,“ rief der Sesse dem andern Knecht zu, „dort oben sitzt es doch.“

„Ich kann nicht, hier ist ein Bienenstich.“

„Angsthasen.“

„Dann komm doch du raus!“

Das Eichhörnchen schien zu merken, daß es hier oben vor seinen Verfolgern sicher war. Es saß schon geraume Zeit an derselben Stelle, die Holzschichte konnten es in dieser Höhe nicht erreichen.

Der Sesse war hinaufgeklettert mit einem Bienen. Er mußte zeigen, was Mut ist. Er verhielt sich so, ein großer Bienenstich hing am Haupt auf dem Wege zum Wipfel. Er wachte, wie tödlich diese unscheinbaren Bienen werden konnten, wenn sie gestört wurden beim Schwärmen, und das mochte ihm zu denken geben.

Nun war ich ganz dem Eichhörnchen ergeben, diesem possierlichen Tierchen. Ich jubelte in mich hinein und zählte die Verfolger: Zwanzig Mann konnten diesem kleinen Geschöpf nichts anhaben. Aber, o weh: ein Lustgewehr war aufgetaucht. Der Sesse kam stracks herunter, nahm die Waffe und kletterte wieder hinauf. Ein Schuß. Das Rädchen purzelte, die Meute schrie in wilder Begeisterung, aber noch hielt es sich an einem unteren Ast. Ein Bienen flog, und mit ihm kam das Opfer nieder. Alles stürzte sich darüber her, doch einer behinderte den anderen, das Rädchen entkam, wohl mit letzter Anstrengung, und war schon wieder im Lindebaum, während zwei Burtschen sich raupen, weil sie sich gegenseitig die Schuld gaben, einander die Beute nicht gegönnt zu haben. Sie hatten Blut an ihren Händen, Blut von dem schwarzen Eichhörnchen.

In dem allgemeinen Tumult war auf den Schülern nicht mehr geachtet worden. „Hilfe, Hilfe.“ Der starke Sesse schrie um Hilfe. Brüllend und um sich schlagend rutschte der mäßige Körper am Stamm herunter. Umschwirr von Tausenden von Bienen, schlug er und trampelte, brüllte, wälzte sich auf dem Unger, sprang auf und rannte zum Gehöft.

Alle waren so vor Schreck erstarrt, daß keiner daran dachte, dem Ueberfallenen zu helfen, und keiner wagte es mehr, dem verwundeten Eichhörnchen nachzustellen. Stimmen wurden laut von Gottesfügung. Ich zweifelte nicht daran, und als ich abends in meinem Kastenbett lag, stellte ich mir Orakel. Die Sprossen an den durchsichtigen Bettwänden hatte ich noch nie gezählt. Gerade Zahl sollte bedeuten, daß das Eichhörnchen am Leben bleiben werde und ungerade, daß es sterben müsse. Gerade Zahl. Wie kästle ich glücklich ein.

Am anderen Tage sah ich den Sesse mit diaverbundenem Kopf, nur die Augen blickten aus der weißen Fackung. Aber mein Orakel hatte mich betrogen. Das schwarze Eichhörnchen war verblutet. Man hatte es noch am Sonntagabend tot neben dem Stamm gefunden, an dem es zuletzt emporgeklüffert war.

Das schwarze Eichhorn

Von Georg Ahde

Die Nacht ist lau. Zwischen den Häuserblöcken schwebt die steinwarme Sommerluft, gefüllt mit dem honigsüßen, betäubenden Dufte der blühenden Linden, und wogt mit leisem Wellenschlag durch das weitgeöffnete Fenster. Wer vermag die Augen zu schließen? Immer erscheinen die blühenden Linden auf der Heidehaut und wehren wie eine hohe Brüstung des Sündergleiten ins Meer des Schlafes. Die Linden im Trubel der Verkehrsstraße, Lichtüberschüttet von praller Sonne, stützen das Laub im staubigen Wind und volle Blütenbüschel mit pergamentenen Segelplättchen, besudelt von emsigen, summennden Bienen — so stehen sie im Tag.

